

Ein Reiseführer in die
russische Fußballkultur



Doppelpass mit Russland



DFB-
KULTURSTIFTUNG

Ein Reiseführer in
die russische Fußballkultur

herausgegeben von
der DFB-Kulturstiftung

2018

Doppelpass mit Russland

4 Vorworte des Herausgebers
und der Redaktion

Aufwärmen Russland, das Land und
die Weltmeisterschaft

- 8 Zehn dumme Fragen über Russland beantwortet
von Wladimir Kaminer
- 14 Zahlen, bitte! Moritz Gathmann
- 16 Wie weiter mit Russland? Jens Siegart
- 21 Mein Russland. Ingo Petz
- 22 Am Ende der Vernunft? Ronny Blaschke

Anpfiff Fußball, Fans und Exoten

- 26 Einmal Isolation und zurück. Iwan Kalaschnikow
über gute und schlechte Zeiten des russischen
Fußballs
- 35 Mein Russland. Gemma Pörzgen
- 36 Maradonow auf dem Lindenberg. Frank Willmann
über die ostdeutsch-sowjetische Fußballbeziehung
- 44 »Wir sind spät dran.« Interview mit der russischen
Frauenfußballlegende Natalja Barbaschina
- 48 Hoffen auf ein Wunder. Michail Birjukow über
Glück und Leid der russischen Sbornaja
- 55 Mein Russland. Nikita Afanasjew
- 56 Futbol po-russki. Ingo Petz erklärt die verschiede-
nen Fantypen in Russland.
- 64 »Wir haben eine der besten Ligen der Welt.«
Interview mit Arkadij Belyj, ehemaliger
Futsal-Nationalspieler
- 69 Mein Russland. Iris Hanika
- 70 Käfig der Träume. Iwan Kalaschnikow über die
»korobka«, die Utopien und großartige Fußballer
hervorbringt
- 78 Sehnsucht nach Überwindung. Rodion Wlassow
erklärt, warum das Herz der Russen vor allem
für die Eishockey-Sbornaja schlägt
- 86 Moskauer Fanwelten. Evgeny Feldman fotografiert,
wie die Hauptstädter ihren Fußball erleben

Tribünenschau Die elf Austragungsorte der WM

- 96 Spartak bleibt Spartak. Gleb Tscherkassow
über Moskau
- 105 Mein Russland. Moritz Gathmann
- 106 Flügel des Schicksals. Artjom Masilkin
über Samara
- 112 »Ryba, Ryba, fall doch endlich!« Ildar Abusjarow
über Nischnij Nowgorod
- 118 Stadt ohne Fußball. Jewgenij Markow
über Saransk
- 124 Des Trainers wilde Horde. Ildar Abusjarow
über Kasan
- 130 Einmal ein Glückspilz sein. Aleksandr Mitrofanow
über Rostow am Don
- 135 Mein Russland. Ingo Schulze
- 136 Als Manchester in der Wolga ersoff. Tima Sagorskij
über Wolgograd
- 142 Das Spiel der Randlage. Maximilian Alfimow
über Kaliningrad
- 148 Wo bitte geht es hier zum Fußball? Danil Tarmasinow
über Sotschi
- 154 Russlands große Seele. Andrej Warkentin
über Jekaterinburg
- 160 Blick nach Europa. Michail Birjukow
über Sankt Petersburg
- 168 Impressum

Liebe Leserin, lieber Leser!

Herzlichen Glückwunsch, Sie haben gewonnen! Während von den 32 WM-Kapitänen nur ein Einziger am 15. Juli im Moskauer Luschniki-Stadion den goldenen Welpokal in den Händen halten wird, gewinnen Sie als Fußballanhänger bei einer WM nämlich immer – an Emotionen und Erlebnissen, Erinnerungen und Freundschaften, manchmal auch ganz altmodisch: an Wissen.

Ganz egal, ob Sie glücklicher Besitzer von Fan-ID, Stadion- und Flugtickets sind, bereit, diesen merkwürdigen, schon allein sprachlich kaum zu verstehenden Nachbarn im Osten mal aus der Nähe zu begutachten, oder ob Sie sich für die entspannte WM-Variante als Couchpotato oder Grillmeister entschieden haben. In beiden Fällen halten Sie mit unserem Reiseführer die perfekte Lektüre in der Hand. Selten haben wir im Vorfeld so wenig über den Fußball, aber gleichzeitig so sorgenvoll über die politischen Rahmenbedingungen diskutiert wie vor dieser WM in Russland. Zeit also, einen etwas genaueren Blick auf das Land, seine Menschen und seinen Fußball zu werfen.

Denn jenseits aller ernsthaften (auch in diesem Buch nicht verschwiegenen) Diskussionen um Politik, Umwelt und Menschenrechte und der Frage, welchen Einfluss ein Fußballturnier darauf haben kann bzw. sollte – zumindest einen Effekt wird diese WM haben: Sie lenkt die Aufmerksamkeit der weltweiten Öffentlichkeit für einige Wochen auf das Land und seine Bewohner. Und sie bringt Menschen zusammen. Mehr als eine Million Fans reisen im Sommer nach Russland, die meisten von ihnen wahrscheinlich zum ersten Mal. Dazu kommt eine in die Milliarden gehende Zahl von TV-Kontakten weltweit. Ob als Fernsehzuschauer oder Stadionbesucher, auch Sie gehören dazu. Das ist eine Chance. Nutzen Sie sie! Rund um die 64 Spiele zwischen Kaliningrad, Sotschi und Jekaterinburg lässt sich mehr entdecken, als uns die Sportreporter weismachen.

Wir, die DFB-Kulturstiftung, gemeinsam mit unserem Partner Koordinationsstelle Fanprojekte (KOS) bei der dsj, haben uns entschlossen, auch zur WM 2018 eine kompakte Reiselektüre für die Fans und Fußballinteressierten herauszugeben, die das Turnier nicht nur als sportliches Highlight, sondern als Chance für kulturelles Speed-Dating begreifen. Redaktionell umgesetzt vom Journalisten-Netzwerk n-ost und der Fankurve Ost mit ihrem russisch-deutschen Autorenteam lautet auch dieses Jahr das Motto: alles Wissenswerte, aber keine Mannschaftskader, Spielpläne oder Hoteltipps!

Wer stattdessen erfahren will, wer in russischen Stadien als Kusmitsch bezeichnet wird, warum die Korobka der eigentliche Ort des russischen Fußballkosmos ist, wie es dazu kam, dass plötzlich in der Fußballprovinz Megastadien gebaut wurden (und was die Menschen eigentlich davon halten), warum die sowjetische Nationalmannschaft früher Europameister und Olympiasieger war, die russische Sbornaja heute aber nicht in den Top 50 der FIFA-Weltrangliste auftaucht, warum sie unter Russlands Fans nur die Nummer zwei hinter der »echten Sbornaja« ist und warum es trotzdem einen Wettbewerb gibt, in dem der russische Fußball Weltklasse ist, weit vor der deutschen Mannschaft? Nutzen Sie Ihre Chance und werden Sie diesen Sommer zum Russlandverstehrer. Los geht's! Schon auf Seite 9 enthüllt Wladimir Kaminer, warum sich die Russen ständig sinnlos betrinken.

Viel Spaß beim Lesen!

DFB-Kulturstiftung

Priwjét, dóbryj djen und hallo!

Die Weite Sibiriens, die russische Seele, der klare Wodka, die eisige Kälte: Russland ruft Bilder wach, es fasziniert, es polarisiert. Vielleicht gibt es kein anderes Land, das so bekannt und gleichzeitig so unbekannt ist.

Erst recht gilt das in Zeiten, in denen Russland sich mit harten Bandagen (Krim-Annexion, Propaganda, Hackerangriffe) Geltung und Einfluss verschafft. In denen wir unsererseits oft nur noch durch die Putin-Brille auf das Land schauen. Und in denen die Temperatur zwischen beiden Seiten immer stärker abkühlt.

In diesem Buch schauen wir auf ein Russland, das so in den Nachrichten kaum vorkommt und doch viel über sich erzählt. Wir zeigen das Fußballland Russland – jenseits der gut ausgeleuchteten Stadienbilder, die uns in diesem Sommer über die Bildschirme unserer Biergärten und Wohnzimmer flimmern, abseits von Klischees und Stereotypen. Wir bieten ein Kaleidoskop aus Bildern und Perspektiven, um Russland und seiner Fußballlandschaft auf die Schliche zu kommen.

In sechs kurzen, im ganzen Buch verteilten Texten erzählen uns deutsche Autorinnen und Autoren wie beispielsweise Iris Hanika oder Ingo Schulze von ihrem ganz persönlichen Russland.

Im Auftaktkapitel »Aufwärmen« widmen wir uns den Diskussionen rund um die umstrittene WM und die Politik der russischen Regierung: Jens Siegert umreißt in seinem Beitrag die Frage, wie der Dialog mit einem Land aussehen muss, das Demokratisierungsprozesse unterdrückt und Menschenrechte verletzt und außenpolitisch an der nach dem Zweiten Weltkrieg geschaffenen Friedensordnung in Europa rüttelt.

Im Kapitel »Anpfiff« tauchen wir tiefer ein in die Fußballgeschichte der Sowjetunion und die Fußballgegenwart Russlands – die nicht von großen Erfolgen gekrönt ist. Unsere Autorinnen und Autoren berichten vom Leiden russischer Fans mit ihrer Nationalmannschaft, sie zeigen

uns das Herz des russischen Fußballs, das in den Hinterhöfen der Schlafstädte liegt, und erklären, warum echte Emotionen bei einer anderen Sportart hochkommen – dem Eishockey.

Für unsere »Tribünenschau«, in der wir die Austragungsorte der WM unter die Lupe nehmen, haben wir russische Autoren namhafter Sportmedien und bekannte Schriftsteller des Landes engagiert. Sie reisen mit uns in ihre Stadt, in die Fußballgeschichte von Sankt Petersburg, treffen in Saransk auf den bekanntesten Fan des Landes oder in Kasan einen Trainer, der wie eine Legende verehrt wird. Russen zeigen uns ihr Land, ihren Fußball – die beste Art zu reisen.

Genug der Rede. Möge die Reise beginnen, nach Osten, nach Russland, zum Fußball.

n-ost und Fankurve Ost

Das Journalistennetzwerk **n-ost** berichtet aus Osteuropa, stärkt die Zusammenarbeit von Journalisten in Ost und West, setzt sich ein für Pressefreiheit in ganz Europa.

→ n-ost.org

→ ostpol.de

Fankurve Ost ist ein Projekt des DRA – Für eine europäische Zivilgesellschaft e.V., bringt Fans und Sportjournalisten aus Belarus, der Ukraine, Russland und Deutschland zusammen und diskutiert am Beispiel Fußball das Zusammenleben in demokratischen Gesellschaften.

→ fankurve-ost.de

→ austausch.org

Zehn dumme Fragen über



[beantwortet von
Wladimir Kaminer]

Warum betrinken sich die Russen ständig sinnlos?

Das ist eine Unterstellung.

Die Russen betrinken sich niemals sinnlos, sondern immer aus einem guten Grund. Oft ist es draußen zu kalt oder zu warm. Um ihre Körpertemperatur auszugleichen, nehmen sie Hochprozentiges zu sich. Das hilft in der Kälte, nicht zu frieren, und in der Hitze, besser zu schwitzen.

Außerdem trinken die Russen der Freundschaft wegen, weil sie als höfliche Menschen nicht Nein sagen können, manchmal betrinken sie sich aus Einsamkeit oder fühlen sich an nationalen Feiertagen zum Trinken verpflichtet. Selten trinken sie aus Frust, wenn es gar nichts zu feiern gibt. Sonst betrinken sich die Russen nie.

Warum ist es in Russland immer so eisig kalt?

Durch die fehlende soziale Gerechtigkeit im Welt-
raum sind manche Länder weiter von der Sonne
entfernt als die anderen. Egal, wie fleißig sich die Erde

dreht, in Russland bleibt es immer kalt. Dafür sind aber die Menschen dort warm, herzlich und solidarisch, das Land wird per Zentralheizung beheizt, die von dem Präsidenten persönlich am 15.10. an und am 15.03. ausgemacht wird. Es gibt natürlich immer unzufriedene Bürger, die ihre Heizung früher, später, oder sogar ganz frech, selbst umschalten wollen. Sie werden Dissidenten geschmäht und müssen in der Regel das Land verlassen.

Warum müssen alle russischen Herrscher den Zaren geben?

Die Untertanen geben den Zaren, nicht die Herrscher. Die Abwesenheit der demokratischen Institute, sprich: der freien Presse und unabhängiger Gerichte, macht aus jedem Austausch des politischen Personals eine persönliche Tragödie. Die Herrscher von gestern wissen, dass die Nachfolger ihnen nachträglich wehtun und kein Gericht, keine meinungsbildenden Medien sie schützen können. (Sie haben sie ja selbst abgeschafft.) Also klammern sie sich mit aller Kraft an die Macht. Die Bürger können sie nicht abwählen und tun so, als hätten sie es gar nicht nötig. Und die Welt schaut zu und sagt, ach diese Russen, die sind halt so, sie können nicht ohne ihren Zaren leben.

Wann wird Russland endlich ein großes Turnier im Fußball gewinnen?

Wenn Fußball irgendwann mal auf dem glatten Eis gespielt wird, dann werden die Russen alle anderen schlagen. Sie können im grünen Gras nicht schnell laufen, da wollen sie sich sofort hinlegen. Auf Glatteis sind aber die Russen unschlagbar.

Sind die Russen im Tiefsten ihres Herzens Anarchisten?

In einem großen Land sollen die Menschen eigentlich besonders freiheitsliebend und anarchistisch aufwachsen. In kleinen Ländern, dort wo die Menschen eng nebeneinander leben, sind sie darauf angewiesen, ständig neue Regeln und Gesetze für das

zwischenmenschliche Zusammensein zu erlassen. In Wahrheit aber werden gerade in den großen Ländern die Bewohner am heftigsten unterdrückt. Auf der ganzen Welt gibt es nicht so viele strenge Gesetze wie in Russland, und es werden täglich mehr. Die Strenge dieser Gesetze wird einzig durch den laschen Umgang mit ebendiesen ausgeglichen.

Ist das Leiden eine russische Tugend?

Natürlich leiden die Russen nicht allein. Alle leiden. Jedes Volk hat eine besondere Art des Leidens und ein entsprechendes Wort dafür, das sich in eine andere Sprache nicht übersetzen lässt. Auf Portugiesisch heißt es »Saudade« – »die helle Sehnsucht nach unwiederbringlich Verlorenem, das nicht mehr wiederherzustellen ist«. Die Deutschen leiden an dem Phantom »Weltschmerz« – die Sorge über etwas nicht Greif- und nicht Sichtbares, das nicht direkt mit dem Leben des Besorgten zu tun hat. Ein gutes Beispiel dafür ist die Feinstaubdebatte oder die globale Erwärmung oder der Berliner Flughafen. Die Russen leiden unter »Toska«, einem Fatalismus, der ihnen das tägliche Aufstehen beinahe unmöglich macht. Sie stellen sich Fragen, auf die es keine Antworten gibt. Was soll das? Wozu alles? Was hat das Leben für einen Sinn? Gleichzeitig haben sie immer ein Leckmich in der Hosentasche, für den Fall, dass ein anderer sie dasselbe fragt.

Warum ist der russische Bär nur so ein ungehobelter Wildling?

Der Bär soll gar nicht so schlimm sein wie sein Ruf. Er schläft ein halbes Jahr, und den Rest der Zeit sammelt er im Wald Pilze und Beeren. Trotz seiner Harmlosigkeit bleibt der Bär ein geheimes Wesen. Der Grund dafür ist einfach zu erklären. Die meisten Menschen, die Unfug über den Bären verbreiten, haben nie einen gesehen. Und diejenigen, die einen Bären gesehen haben, schweigen.

Was hat Russland, was Deutschland nicht hat?

Betrunkene Autofahrer ohne Autoversicherung.

Haben Sie die russische Seele bereits entdeckt?

Die russische Seele ist eine deutsche Erfindung, vor allem wurde sie durch die Auftritte des Sängers Ivan Rebhoff bekannt, eines Falschrussen aus Spandau mit Bauch und Bart. In Russland blieb Ivan Rebhoff weitgehend unbekannt.

Warum fahren alle deutschen Rentner mit der Transsibirischen Eisenbahn?

Viele deutsche Rentner haben an dieser Eisenbahn mitgebaut, ob als Kriegsgefangene oder später als Arbeiterbrigaden aus der DDR. Sie fahren heute gerne mit der Transsib, um sich an die alten Zeiten zu erinnern, als die Menschen noch ohne Lohn arbeiten gingen, abends am Feuer tanzten und Wodka aus der Flasche tranken. Von hinten sah der Sozialismus manchmal echt gut aus.

Warum haben sich die Russen nur so eine verdammt schwere Sprache ausgedacht?

Die Russen haben sich eine schwere Sprache ausgedacht, damit ihre politische Führung nicht mitkriegt, was die Menschen wirklich über sie denken. Diese Sprache ist eine Nebelgranate, sie sorgt nicht für mehr Verständnis, sondern für Missverständnisse aller Art. Unter sich verstehen sich die Russen blendend ohne Sprache. Mit einem Blick, einem Augenzwinkern ist alles erzählt.

Haben Deutsche und Russen trotz aller Grundverschiedenheit nicht vielleicht doch etwas gemeinsam?

Deutsche und Russen sind kaum voneinander zu unterscheiden. Die Russen schimpfen übers Wetter, machen ständig Selfies und posten sie in ihrem sozialen Netzwerk Instagram, sammeln im Spätsommer Pilze und Beeren, legen die Pilze ein und kochen aus den Beeren die Konfitüre, die sie an den langen Winterabenden vor dem Fernseher aufessen. Viele Deutsche, die ich kenne, handeln ähnlich.

Sind Sie traurig darüber, dass Sie als Russe geboren wurden und den Deutschen nun ständig Russland erklären müssen?

Ich erkläre sehr gern den Deutschen die Russen und den Russen die Deutschen, das geht leicht. Nimm einen Deutschen, gib ihm zwei Bier und einen Kurzen dazu, schon kommt sein innerer Russe zum Vorschein.

Rasiere einen Russen glatt und kitzele ihn ein wenig, damit er nicht so grimmig guckt, da hast du deinen Deutschen.



Wladimir Kaminer ist privat ein Russe, beruflich deutscher Schriftsteller. Er kam an dem Tag nach Berlin, als Deutschland 1990 Weltmeister gegen Argentinien wurde. Er fand an dem Tag die Deutschen sehr freundlich und lustig drauf und beschloss deswegen zu bleiben.

Zahlen,

bitte!

[von Moritz Gathmann]

Fläche Russlands:	17.075.400 km ²
Fläche Deutschlands:	357.385 km ²
So viele Deutschlands passen in ein Russland :	47

Bevölkerung Russlands:	142 Millionen
Asiatischer Anteil an der Gesamtfläche Russlands:	77 %
Asiatischer Anteil an der Bevölkerung Russlands:	26 %

Anteil der Russen, die 2015 in Städten lebten:	74 %
Anteil der Russen, die 1926 in Städten lebten:	17,7 %
Anzahl der russischen Städte mit mehr als einer Million Einwohner:	15

Bruttoinlandsprodukt (BIP) Russlands im Jahr 2016:	1,283 Bill. USD
Anteil Russlands am weltweiten BIP im Jahr 2016:	1,7 %
Anteil Russlands an der Weltbevölkerung im Jahr 2016:	1,9 %

Anzahl der Buchstaben des russischen Alphabets:	33
Anzahl der Buchstaben, die mit dem deutschen Alphabet übereinstimmen:	6
Anzahl der Buchstaben, die aus dem Griechischen stammen:	19

Anzahl der ethnischen Gruppen, die in Russland leben:	190
Anteil der Russen an der Bevölkerung (2010):	77,7%
Anteil der Tataren an der Bevölkerung:	3,7%

Anteil der Russen an der Bevölkerung im Nordkaukasus:	< 5 %
--	-----------------

Anteil der Bewohner Russlands, die sich als christlich-orthodox bezeichnen (2013):	68%
---	-----

Anteil der Bewohner Russlands, die sich als muslimisch bezeichnen:	7%
---	----

Anteil der Bewohner Russlands, die noch nie in einem Gottesdienst waren:	35%
---	-----

Anteil der Bewohner Russlands, die zumindest einmal im Monat in einen Gottesdienst gehen:	6%
---	----

Anteil der Bewohner Russlands, die an ein Leben nach dem Tod glauben:	42 %
--	-------------

International anerkannte Staaten, an die Russland grenzt:	Belarus, Ukraine, Polen, Finnland, Estland, Norwegen, Lettland, Litauen, Kasachstan, Georgien, Aserbaidshan, Japan, China, Nordkorea, Mongolei, USA (Seegrenze)
--	--

International nicht anerkannte Staaten, an die Russland grenzt:	Südossetien, Abchasien, Volksrepublik Lugansk
--	--

Amtszeit von Leonid Breschnew als KP-Chef der Sowjetunion:	18 Jahre
---	----------

Bisherige Amtszeit Wladimir Putins als Präsident und Premierminister:	18 Jahre
--	-----------------

Wie

weiter

mit

Russland?

[von Jens Siegert]

Die WM findet in einem angespannten politischen Umfeld statt. Der Russlandkenner Jens Siegert geht den Gründen für die Verschlechterung der Beziehungen zwischen dem Westen und der russischen Regierung nach und macht sich auf die Suche nach der Hoffnung im Umfeld des Fußballs.

Als Russland am 2. Dezember 2010 von der FIFA den Zuschlag für die WM 2018 erhielt, waren die Beziehungen zum Westen schon ziemlich angespannt. Seither sind sie eigentlich immer schlechter geworden. So schlecht, dass viele bereits von einem neuen Kalten Krieg sprechen und sogar die überwunden geglaubte Angst vor einem wirklichen, einem heißen Krieg wieder aufgetaucht ist. Wie konnte es nach dem Ende der Sowjetunion und der großen Aussöhnung von Ost und West so weit kommen? Und was machen wir jetzt damit? Kann ein Boykott des Turniers in solch einer angespannten Lage wirklich ein geeignetes Mittel sein, um die russische Regierung für ihre Verfehlungen zu bestrafen und die eigenen Werte zu betonen?

Ein Blick zurück: 1991 löste sich die Sowjetunion auf. Es entstanden 15 neue Staaten, unter ihnen Russland. Das Ende der Sowjetunion war eine Selbstbefreiung, und viele Menschen in Russland hofften damals, ein Leben wie im demokratischen, marktwirtschaftlichen und wohlhabenden Westen erreichen zu können. Doch der Weg dahin erwies sich als schwer, viel schwerer als gedacht. Gleich in den 1990ern wurde das Land von mehreren großen Krisen erschüttert. Die Wirtschaft schrumpfte binnen weniger Jahre um 50 Prozent. In dem neuen und viel freieren Russland wurden einige wenige (später Oligarchen genannt) sehr reich, während die meisten arm blieben. Ungleichheit wuchs. Viele, meist gut ausgebildete Menschen wanderten aus. Ende 1994 begann in Tschetschenien ein blutiger Bürgerkrieg. 1998: der Kollaps der russischen Wirtschaft.

Die Bombardierung Serbiens im Frühjahr 1999 durch die NATO wegen der Menschenrechtsverletzungen im Kosovo war eine Art Wendepunkt in den Beziehungen mit dem Westen. In Russland wurde das von vielen Menschen als direkt gegen sich selbst gerichtet wahrgenommen. So verstärkte sich eine Stimmung, die besagte, der Westen wolle uns nicht, nehme uns nicht ernst, ja, erniedrige uns. Die damals anstehende Osterweiterung der NATO wurde zum größten Streitpunkt zwischen Russland und dem

Westen. Theorien der Einkreisung gewannen an Konjunktur.

In dieser Situation erschien der neue Präsident Wladimir Putin wie ein Retter. Er hatte bereits im Herbst 1999, noch als Premierminister, den zweiten Tschetschenienkrieg begonnen, nicht zuletzt, um die Schmach der Niederlage im ersten zu tilgen. Das machte ihn populär. Putin war jung und energisch. Er schien in allem das Gegenteil seines kranken Vorgängers Jelzin zu sein. Sein Programm war einfach: Er verkündete eine Wiederherstellung der »Machtvertikale« und die Errichtung einer »Diktatur des Rechts«. Der marode Staat sollte wieder handlungsfähig gemacht werden und Russland im Ausland sein Ansehen als große Macht zurückerlangen.

Putin half ein 1998 einsetzender Wirtschaftsaufschwung. Vor allem die steil steigenden Öl-, Gas- und Rohstoffpreise trieben das Wachstum an. Putins Rating stieg auf 60 bis 70 Prozent. Eine Modernisierung der russischen Wirtschaft fand dabei kaum statt. Sehr schnell unterwarf sich Putin auch die politischen Parteien, die großen Finanz- und Industrievermögen, die Justiz und große Teil der Presse, vor allem das Fernsehen. Der Aufschwung wurde im Land und zunächst auch im Westen positiv gesehen. Gleichzeitig reagierte der neue Präsident auf jede Krise, als gefährde sie vor allem seine Macht. Mit immer neuen Gesetzen schränkte er die noch jungen Freiheitsrechte weiter ein. Im Frühjahr 2007 kritisierte Präsident Putin in einer Rede auf der Münchner Sicherheitskonferenz, der Westen und insbesondere die NATO nähmen russische Sicherheitsinteressen nicht ernst. Im Sommer 2008 griffen russische Truppen Georgien an.

Zum Jahreswechsel 2011/2012 kam es in Russland zu Massenprotesten. Erst richteten sie sich gegen massive Wahlfälschungen bei den Parlamentswahlen, dann aber auch gegen die Rückkehr von Putin. Viele hatten in dem vierjährigen Interregnum von Dmitrij Medwedjew auf eine Modernisierung des Landes gehofft und waren nun enttäuscht. Der Kreml reagierte hart. Für die Proteste machte man angeblich aus dem Ausland finanzierte

Nichtregierungsorganisationen verantwortlich, die zu »ausländischen Agenten« erklärt wurden. Mehr als 30 neue Gesetze schränkten die demokratischen Freiheiten weiter ein.

Im Herbst 2013 standen EU und Ukraine kurz davor, ein Assoziationsabkommen abzuschließen. Russland machte Druck und der damalige ukrainische Präsident Wiktor Janukowitsch einen Rückzieher. Demonstrationen in Kiew ließ er brutal auseinanderprügeln. Die Proteste kulminierten im Februar 2014, als im Kiewer Zentrum mehr als 100 Menschen erschossen wurden. Janukowitsch floh nach Russland.

Im Kreml wurde dies als ein vom Westen initiiertes und gegen Russland gerichteter Putsch interpretiert. Präsident Putin schickte Truppen auf die zur Ukraine gehörende Krim und annektierte die Halbinsel im März 2014. Kurze Zeit später begann in der Ostukraine, ein von Russland, unter anderem mit regulären Truppen, unterstützter Krieg. Als Reaktion verhängten die USA und die EU Sanktionen gegen Russland. Aber Putins Popularität als »Sammler russischer Erde« erreichte im Land mit bald mehr als 80 Prozent kaum erahnte Höhen. Das schien ein Tiefpunkt zu sein, aber seither sind die Beziehungen noch schlechter geworden: Konfrontation in Syrien, vermutete russische Hackerangriffe und Einmischung in die US-Wahlen, russische Unterstützung rechtspopulistischer Parteien in der EU.

Dennoch haben beide Seiten kein Interesse daran, den Dialog oder wohl besser die Dialoge ganz abreißen zu lassen. Das liegt sicher auch daran, dass die ohnehin schon angespannte Situation damit noch gefährlicher würde. Ohne miteinander zu sprechen, gibt es keinen Ausweg und keine Wiederannäherung, so utopisch diese momentan auch zu sein scheint. Gleichzeitig muss man sich aber auch bewusst sein, dass die Konfrontation mit dem Westen von der russischen Führung bewusst und gekonnt im Land gepflegt wird. Sie rechtfertigt und überspielt damit, bisher erfolgreich, so manche eigene Schwäche, vor allem die schlechte wirtschaftliche Lage und die überbordende

Korruption. Ein wichtiges Narrativ dabei ist, dass der Westen Russland und die Russen angeblich nicht wolle.

Langfristig wird dem nur zu begegnen sein, wenn möglichst viele Beziehungen und Kontakte an der Regierung vorbei aufrechterhalten, ja ausgebaut werden. Viele EU-Staaten und auch die EU selbst arbeiten seither daran, ihre Dialogprogramme mit den Menschen in Russland, also auch an der Regierung vorbei, zu verbessern und zu verstärken. Auch wenn der staatlichen Propaganda im Land vom feindlichen Westen direkt kaum etwas entgegengesetzt werden kann, können durch solche Kontakte doch kleine Kontrapunkte gesetzt werden. Ein wichtiges Zeichen wären Visaerleichterungen, wie sie die Menschen in der Ukraine und Georgien inzwischen genießen.

In dieser Situation wäre ein Boykott der Fußball-Weltmeisterschaft verheerend. Fußball ist zwar nicht die populärste Sportart in Russland. Das ist und bleibt Eishockey. Auch hat die russische Mannschaft wohl kaum Chancen, weit zu kommen. Aber der Stolz, Gastgeber eines so wichtigen Turniers zu sein, ist natürlich trotzdem groß. Es gibt ein fast schon schmerzliches Bedürfnis nach Anerkennung im Land.

Selbstverständlich wird sich die russische Staatsführung im Licht der WM sonnen und es den Bürgern als ihren Erfolg verkaufen, dass dieses zweitgrößte Sportereignis der Welt dieses Jahr in Russland stattfindet. Ein Boykott würde aber wohl nur zu einer weiteren und noch festeren Solidarisierung vieler Menschen mit dem Kreml führen und die weit verbreitete Meinung festigen, »die im Westen« wollten »uns« nicht. Das Land würde sich noch weiter einigeln, womit niemandem gedient wäre.



Jens Siegert lebt seit 1993 in Moskau. Er war Korrespondent, hat mehr als 15 Jahre das Büro der Heinrich-Böll-Stiftung geleitet und bemüht sich seit zwei Jahren im Auftrag der EU um eine Diplomatie unterhalb der staatlichen Ebene, also den Austausch von Mensch zu Mensch zu fördern.

Mein Russland [Ingo Petz]

Mein erstes Interview mit der Legende des russischen Rock: Jurij Schewtschuk. Raustimmiger Sänger, unbequemer Intellektueller und Erfinder des lyrischen Pathos-Rock. Mit dem jugendlichen Willen zur Revolte probte er in den 1980ern den Aufstand gegen die stickige Sowjetunion. Während meines Studiums in Wolgograd hatte ich mich in die Texte von Schewtschuk verknallt. Naiv, ungestüm, kopflos, wie man der ersten Liebe verfällt. So war Russland, dachte ich. Meinte ich. Weise, melancholisch, tiefsinnig, dazu ein wenig raubeinig und irgendwie durchgeknallt. »Eto vsjo, tschto ostanetsja posle menja«, sang meine Kopfstimme, als ich noch bedröhnt vom Abschiedssuff in den Zug stieg, der mich zurück nach Hause in mein watteweiches Westlerleben brachte. Das ist alles, was nach mir bleibt. Jahre später saßen wir im Tourbus von DDT (so heißt Schewtschuks Band). Jurij und ich. Russland und ich. Ich war nervös. Ich knipste mein Aufnahmegerät an, wollte zur ersten Frage ausholen, da brach es aus dem Rockpoeten heraus (er hatte sich offensichtlich mit Drinks auf das Interview vorbereitet): »Du! Duuu da. Duuuu! Was verstehst duuu überhaupt von Russland?« Dann lehnte sich der Dichter zurück und lächelte. Wissend, selbstzufrieden, überlegen. Seitdem ahne ich: Niemand, außer den Russen selbst, hat das Recht und die Gabe, Russland zu verstehen.

Ingo Petz, Jahrgang 1973, wuchs im tiefsten Westen der alten Bundesrepublik auf. Seine Neugierde trieb ihn nach Osteuropa. Studium der Osteuropäischen Geschichte und Slawistik in Köln und Russland. Seit 1998 schreibt er als Journalist und Publizist über Belarus, Aserbaidshan oder über die Ukraine. Er ist Mitinitiator des Projekts »Fankurve Ost«.

Am

Ende

der

Vernunft?

[von Ronny Blaschke]

Ausbeutung, Korruption, Unterdrückung von Aktivisten und politischen Gegnern – internationale Sportereignisse wie die WM in Russland ziehen immer mehr Kritik auf sich. Kann man solche Großveranstaltungen nachhaltiger und demokratischer gestalten?

Laut einer Studie der Bertelsmann Stiftung leben aktuell 3,3 Milliarden Menschen in Autokratien. Die Mehrheit, 4,2 Milliarden, wird demokratisch regiert, doch in jeder vierten Demokratie haben Institutionen der Gewaltenteilung an Einfluss verloren. Freiheit und Gleichberechtigung sind nicht gerade auf dem Siegeszug, und das wird sich auch weiter im Sport spiegeln. Doch wie können wir die Vergabe und Organisation von Megaevents wie einer Fußball-Weltmeisterschaft beeinflussen, so dass weniger Menschen zu Schaden kommen?

Wichtig ist ein kritischer Blick in den eigenen Vorgarten. Unser TV-Vergnügen während einer WM wie der in Russland und bei Olympia macht die millionenschweren Gebührengeldströme von ARD und ZDF an FIFA und IOC erst möglich. Die Empörung ist stets groß über Wettbewerbe in Russland, Katar oder China, doch auch deutsche Vereine reisen zu Spielen, Trainingslagern und Werbetouren in die Türkei, nach Malaysia oder in den Iran. Die Spieler, die wir hierzulande bejubeln, werden auch durch Sponsoren und Vermarkter finanziert, die längst in globalen Konzerngeflechten aufgegangen sind. In der Weltwirtschaft werden solche Abhängigkeiten zunehmen, doch man sollte das nicht als Bedrohung betrachten. Auch in Russland, in China oder im Nahen Osten gibt es gut organisierte Fanclubs des FC Bayern, des FC Barcelona oder von Manchester United.

Auch der DFB steht bei der Weltmeisterschaft in Russland vor der Herausforderung, die richtige Balance zwischen Diplomatie und notwendiger Kritik zu finden. Überreichte der Verband bei der WM 2014 in Brasilien noch Spenden in Schulen und Projekten, könnten in Russland vergleichbare Initiativen dadurch Schaden nehmen. Mehr als 100 Organisationen werden mittlerweile als »ausländische Agenten« dämonisiert, weil sie internationale Unterstützung erhalten. Stattdessen möchte man, so Präsident Reinhard Grindel, »zivilgesellschaftliche Brücken« bauen, vor allem durch Begegnungen. Gruppen wie die »Russian LGBT Sport Federation« freuen sich auf diesen Austausch. Der schwul-lesbische Sportverband

mit seinen 1700 Mitgliedern tritt für Vielfalt ein, darf aber wegen der Gesetzgebung in Russland nicht allzu offensiv auftreten. Die Kommunikation seiner Mitglieder findet in geschlossenen Internetforen statt, die Trainingseinheiten in den weniger genutzten Abendstunden der Sporthallen. Eine Film- und Gesprächsveranstaltung über schwule Kicker musste der Verband an einem Sonntagnachmittag im deutschen Goethe-Institut in Moskau abhalten, weil dann garantiert keine minderjährigen Sprachschüler vor Ort sind. Aktivisten der »Russian LGBT Sport Federation« wollen während der WM ihre Vernetzung mit Verbänden wie dem DFB stärken. Das kann ihnen neue Motivation geben.

Überdies entwickelte das Goethe-Institut mit dem Fußballmuseum in Dortmund eine Ausstellung für Schulen, Schirmherr ist Joachim Löw. Auch durch viele der hundert Partnerschaften zwischen deutschen und russischen Städten öffnen sich Kanäle der Verständigung, die auf politischer Ebene aktuell schwer möglich sind.

Und wie könnte ein Gegengewicht vonseiten der Sportverbände aussehen? 2014 haben sich Nichtregierungsorganisationen, Gewerkschaftsverbände und Fanbündnisse zur »Sports and Rights Alliance« zusammengeschlossen. Sie möchten schlagkräftiger wirken im Dialog mit FIFA, UEFA und IOC. Ihre Forderungen: Die Sportverbände sollten den Schutz von Menschenrechten und Umwelt deutlicher in Verträgen festschreiben. Es müsse eine unabhängige Dokumentation der Vorbereitungen geben, mit Unterstützung der lokalen Bevölkerung. Und auch eine Analyse der Langzeitwirkungen wäre hilfreich für künftige Gastgeber. Globale Konzerne wie Adidas, McDonalds oder Coca-Cola sollten ihre Milliardeninvestitionen an Bedingungen knüpfen.

Ohne die Kommerzlogik der Sponsoren geht es ohnehin nicht. Politische Fußballaktivisten und Menschenrechtler haben beachtliche Konzepte, Broschüren, Ausstellungen und Workshops erstellt, aber oft bleiben ihre Ideen in einer liberalen Nische hängen – und dringen gar nicht erst bis zu den Entscheidern der Fußballindustrie

vor. Es muss nicht unanständig sein, wenn der Fußball seine sozialen Anliegen mit Sponsoring verknüpft und damit Interesse geweckt wird. Der DFB und Mercedes-Benz haben das mit ihrem gemeinsamen Integrationspreis unter Beweis gestellt. Es ist einer der am höchsten dotierten Sozialpreise Deutschlands.

In der Wirtschaft hat es sich herumgesprochen, dass Gesellschaftspolitik tiefer gehen muss. Es geht nicht darum, wie Unternehmen einen Teil ihrer Gewinne an wohltätige Projekte weiterreichen. Es geht darum, wie sie diese Gewinne überhaupt erwirtschaften. Zahlreiche Vereine und Verbände haben inzwischen bis zu 500 Mitarbeiter. Man möge sich vorstellen, sie würden 10, 15 oder 20 Sozialarbeiter oder Entwicklungshelfer in einer Abteilung zusammenführen. Dann würden sie vielleicht merken, dass ein kommentarloses Spiel in Saudi-Arabien auch bestehende Projekte gegen Antisemitismus untergraben kann.

Der DFB will bei seiner Bewerbung für die EM 2024 einen neuen Weg gehen. Schon sieben Jahre vor einem möglichen Turnier lud er Dutzende Interessengruppen aus Politik und Zivilgesellschaft ein, darunter Menschenrechtsorganisationen. Die Zeit bis zur EM könnte von Kampagnen begleitet werden. Zum europäischen Gedanken, zu Vielfalt oder Gesundheitsförderung. Der DFB erfüllt die Anforderungen der UEFA zum Thema Nachhaltigkeit locker, trotzdem ist es nicht ausgeschlossen, dass der einzige Mitbewerber im September den EM-Zuschlag erhält: die Türkei und Präsident Erdoğan.



Ronny Blaschke, 36, beschäftigt sich als Journalist mit den gesellschaftlichen Hintergründen des Sports, u. a. für die Süddeutsche Zeitung, den Deutschlandfunk und die Deutsche Welle. Mit seinen Büchern stieß er wichtige Debatten an, zuletzt mit »Gesellschaftsspielchen« zur sozialen Verantwortung des Fußballs. Blaschke lässt seine Recherchen in politische Bildung einfließen.



Einmal

[von Iwan Kalaschnikow]

zurück



Isolation und

Der sowjetische Fußball entwickelte sich trotz seiner isolierten Lage zum erfolgreichen Sport. Im heutigen Russland allerdings bleibt er ein Problemkind.

Im November 1945, nur sechs Monate nach der Kapitulation Deutschlands und dem Ende des Zweiten Weltkrieges, spielte in London der FC Chelsea gegen Dynamo Moskau. Glaubt man den offiziellen Daten, kamen 74.496 Zuschauer zu diesem Spiel – nach inoffiziellen waren es über 100.000. Der Besuch des sowjetischen Fußballvereins rief ein unglaubliches Interesse hervor, und viele hat-



ten die Hoffnung, dass Großbritannien und die UdSSR, die beiden Alliierten, die im längsten und furchtbarsten Krieg des 20. Jahrhunderts siegreich waren, den ersten Schritt zu einer weiteren Zusammenarbeit machen würden – auch dank des Fußballs.

Die Tour von Dynamo war ein kolossaler Erfolg. Im ersten Spiel überraschte das sowjetische Team die Briten, indem es sich gegen Chelsea ein 3:3 erspielte. Der Verkauf der Tickets für dieses Spiel brachte einen Erlös von 7000 Pfund, wovon die Hälfte an die Londoner ging, die andere wurde einer Stiftung für den Wiederaufbau von Stalin-grad überwiesen. Ein guter Beginn für eine Freundschaft, so schien es. Aber schon bald nachdem Dynamo das Land verlassen hatte, veröffentlichte der Journalist und Schriftsteller George Orwell, der später mit dem Roman »1984« Geschichte schreiben sollte, einen Artikel, in dem er be-

↑ Der berühmte Mittelfeldspieler Igor Netto (rechts) wurde nicht nur in der Sowjetunion für sein Talent bewundert, sondern in ganz Europa. Hier zu sehen im Zweikampf mit Fritz Walter im Spiel gegen Deutschland im Jahre 1956.

hauptete, dass der Fußball prinzipiell nicht dazu in der Lage sei, internationale Beziehungen zu festigen, weil er zu sehr auf den Wettbewerb ausgerichtet sei. Nach seiner Meinung sei die sozialpolitische Mission der Tournee nicht gelungen, weil sich die Spieler von Dynamo sehr verschlossen gegeben und sich wenig mit den Briten ausgetauscht hätten. Sie waren die ganze Zeit von einem Offizier des sowjetischen Geheimdienstes begleitet worden. Als würde er Orwells Gedanken weiterführen, hielt Winston Churchill einige Monate später seine berühmte Rede von Fulton, die faktisch den Beginn des Kalten Krieges bedeutete.

Die Sowjetunion teilte die Einflussphären mit dem Westen auf und landete in der Isolation. Entsprechend wurde auch der Fußball isoliert – über viele Jahre hinweg musste er sich nach dem Krieg ohne den Vergleich mit Europa entwickeln, dafür aber wurde er mit dem harten Auftrag konfrontiert, in direkten Aufeinandertreffen der Stärkere sein zu müssen. Das Scheitern bei diesem Auftrag konnte schwerwiegende Folgen haben. Bei den Olympischen Spielen 1952 spielte die sowjetische Sbornaja nur unentschieden gegen die Mannschaft Jugoslawiens. Vor dem Rückspiel wurde den Spielern ein Telegramm von Josef Stalin vorgelesen, in dem stand, dass die Sbornaja Verantwortung für das Ergebnis trage und verpflichtet sei zu gewinnen – in erster Linie wegen der sich damals verschlechternden diplomatischen Beziehungen zwischen der UdSSR und Jugoslawien. Dennoch verloren die sowjetischen Fußballer. Dafür wurden fünf aus der Mannschaft für ein Jahr gesperrt. Und die Mannschaft von ZSKA, die als Basis der Sbornaja fungierte, wurde aufgelöst und zwei Jahre später unter einem anderen Namen wiedergeboren.

Die persönliche Verantwortung für das Resultat war viele Jahre lang einer der wesentlichen Faktoren für die Entwicklung des sowjetischen Fußballs – ebenso wie in der Planwirtschaft des sozialistischen Staates mit seinen Fünfjahresplänen, mit ihren Normen und mit der Stachanow-Bewegung, die die Arbeitsproduktivität steigern

sollte. Diese Strategie war alles andere als menschlich, aber häufig war sie effektiv. Nach den harten Folgen des Scheiterns bei der Olympiade 1952 geriet die Vorbereitung für die nächsten Spiele so intensiv, dass die sowjetische Mannschaft ohne allzu große Mühen in Melbourne die Goldmedaille holte. Und vier Jahre später, bei der ersten Europameisterschaft der Geschichte, trafen die sowjetischen Fußballer wieder auf Jugoslawien, und diesmal gewannen sie. In diesem Moment hatte sich in der UdSSR die erste Generation herausragender Fußballer herausgebildet, darunter der Torwart Lew Jaschin, der Mittelfeldspieler Igor Netto oder der Stürmer Nikita Simonjan, deren Talent nicht nur in der Heimat, sondern auch in Europa bewundert wurde. Der vielleicht beste Spieler in der Geschichte der UdSSR, der Angreifer Eduard Strelzow, den man den »sowjetischen Pelé« nannte, landete aufgrund fabrizierter Anschuldigungen im Gulag und verbrachte zwischen 1958 bis 1963 die besten Jahre seiner Karriere in Haft. Er kehrte erst 1965 in den Fußball zurück.

Von den 1950ern bis zum Ende der 1980er Jahre entwickelte sich der sowjetische Fußball unter den Bedingungen der Isolation weiter. Sowjetische Fußballer durften nicht für ausländische Vereine spielen, und sowjetischen Trainer war es auch nicht erlaubt, in andere Länder zu fahren, um dort Praktika zu absolvieren oder sich mit Kollegen auszutauschen. Die positiven Seiten dieser Entwicklung und des Erfolges bestanden darin, dass man den Spielern ideale Lebensbedingungen ermöglichte: In einem Land ohne Privateigentum erhielten sie Wohnungen und Autos, konnten sich mit Diplomaten und Schauspielern unterhalten und sich aus dem Ausland Kleidung und Haushaltsgeräte mitbringen. Im Großen und Ganzen führten sie ein Leben wie die Bohème. Auch den Trainern wurden dieselben Lebensbedingungen ermöglicht, die waren verpflichtet, sich um die praktische Ausbildung der Spieler in den Vereinen und, besonders wichtig, in der Nationalmannschaft zu kümmern. Das Resultat: In den Nachkriegsjahren war der sowjetische Fußball vollkommen wettbewerbsfähig auf großen inter-

nationalen Turnieren. Er kam direkt hinter den stärksten Fußballländern Brasilien, Deutschland, Italien, Spanien und Portugal.

Der wesentliche Nachteil der Isolationspolitik im Fußball war die Überbewertung des Ergebnisses. Wurden die entsprechenden Erwartungen nicht erfüllt, konnten die Trainer ruck, zuck gefeuert werden und die Spieler aus Verein und Nationalmannschaft fliegen. Die Funktionäre aus dem Politbüro berücksichtigten dabei selbstredend nicht die Klasse der Fußballspieler oder die jeweilige Form der Mannschaft, denn für sie stellte jedes Fußballturnier eine Möglichkeit dar, die globale Überlegenheit des Sozialismus gegenüber dem Kapitalismus zu beweisen.

Einen logischen Grund, den Gegner auch aufgrund von Geschwindigkeit, Ausdauer und der taktischen Vorbereitung schlagen zu können, gab es für die Ideologen nicht. Deshalb waren auch die besten Trainer und Spieler im Fall einer Niederlage nicht gegen unangenehme Folgen versichert. Im Finale der Europameisterschaft von 1964 beispielsweise traf die sowjetische Sbornaja in Madrid auf Spanien, auf der Tribüne war Generalissimo Francisco Franco anwesend, der ideologische Gegner

Die Tour von Dynamo Moskau durch England war ein kolossaler Erfolg.

der sowjetischen Führung. Die Spanier gewannen – und obwohl die sowjetischen Fußballer immerhin die Silbermedaille gewonnen hatten, wurde der Chefcoach der Mannschaft Konstantin Beskow, einer der besten Fußballfachmänner in der Geschichte der UdSSR, seines Postens enthoben. Zur Nationalmannschaft kehrte er, der auch mit Dynamo und Spartak Moskau große Erfolge feierte, erst nach 15 Jahren zurück.

Diese Ordnung der Dinge konnte nur von einer politischen Umwälzung verändert werden. Nachdem Michail Gorbatschow Staatschef geworden war und die Perestrojka durchgesetzt hatte, wurden Transfers von Fußballern aus der UdSSR nach Europa real. Und nach dem Sieg der Sbornaja bei der Olympiade 1988 und ihrem Finaleinzug bei den Europameisterschaften in Deutschland wurden



massenweise Spieler abgeworben. So konnten die besten Fußballer des Landes, so schien es endlich, wertvolle Fußballerfahrungen im Ausland und neue Fähigkeiten erwerben, um das Niveau des Fußballs im eigenen Land zu heben.

Aber dann kam das Ende der UdSSR, und das ganze Sportsystem zerfiel. Klubs wie Dynamo Kiew, die auch immer herausragende Spieler für die sowjetische Nationalmannschaft hervorgebracht hatten, spielten ab sofort in den nationalen Ligen. Bei der Weltmeisterschaft 1994 in den USA, zu der eine sehr starke russische Mannschaft fahren sollte, entbrannte ein Skandal. Eine Gruppe von Spielern schrieb den sogenannten »Brief der vierzehn«, der mit folgenden Worten begann: »Es muss Veränderungen in der materiellen Vergütung geben ... « Es wurde also gefordert, die Ausstattung der Nationalmann-

↑ Lew Jaschin wurde am 9. Juli 1960, als die Sowjetunion die erste Europameisterschaft für sich entscheiden konnte, endgültig zur Torwartlegende. Hier ist er auf einem Bild aus dem Jahr 1956 zu sehen.

schaft zu verbessern, die zum damaligen Zeitpunkt nicht mal einen Ersatzsatz Trikots hatte, und die Prämien für Spiele und Siege zu erhöhen. Die Rebellion in der Nationalmannschaft führte zum Rausschmiss des Trainers, zudem wurde die Hälfte der Spieler ausgetauscht. Die Mannschaft schied in der Vorrunde aus. Immerhin stellte sie mit Oleg Salenko den Torschützenkönig des Turniers.

Vor allem die materiellen Faktoren waren es, die den Fortschritt des russischen Fußballs bremsten und gleichzeitig die Traditionen des sowjetischen Fußballsystems zerstörten. In den 1990ern konnte der Fußball nicht mit großen Summen unterstützt werden, auch wegen der grassierenden Wirtschaftskrise. Die Folge: Junge, talentierte Spieler versuchten so schnell wie möglich, ins Ausland zu kommen. Das System der Nachwuchsförderung war komplett zerstört, auch weil der Staat nicht mehr bereit war, den Trainern entsprechende Gehälter zu zahlen. Die Isolation war beendet, dafür begann eine Zeit der Anarchie. Und es ist wenig verwunderlich, dass nach den ersten zehn Jahren des »neuen Russland« das Pendel in die andere Richtung ging. Auf Präsident Jelzin folgte Putin, und in Russland begann eine Zeit des Wohlstands, weil das Land sein Öl und Gas der Welt aufgrund der steigenden Preise teuer verkaufen konnte. Davon profitierte auch der einheimische Fußball, in den nun wieder Geld floss. Im Jahr 2006 wurde das erste Mal in der Geschichte des Landes ein Ausländer zum Trainer der Sbornaja berufen: der Holländer Guus Hiddink, der die Nationalmannschaft bei der Europameisterschaft 2008 immerhin ins Halbfinale führte – bis heute der größte Erfolg der russischen Auswahl.

Danach ging es wieder bergab. Andrej Arschawin, das größte Talent des jüngsten russischen Fußballs, konnte sich beim FC Arsenal in London nicht etablieren und kehrte nach Russland zurück. Wieder landete der russische Fußball in der Isolation.

Jeder Verein muss in seiner Stammformation eine bestimmte Anzahl von russischen Spielern haben. Aktuell sind fünf Russen und sechs Ausländer auf dem Feld

erlaubt. Deswegen gehen unsere Fußballer eigentlich überhaupt nicht mehr ins Ausland. In anderen Ländern muss man sich erst mal anpassen. Zudem lässt sich in der Heimat mehr Geld verdienen, ohne dass man sich sonderlich anstrengen muss. Zusätzlich ist das System der Nachwuchsförderung zerstört, das für die Lebensfähigkeit des Fußballs im Land sehr wichtig war. Eine gezielte und strukturierte Nachwuchsförderung, wie es sie in Deutschland, in Spanien, Belgien und sogar im kleinen Island gibt, existiert bei uns praktisch nicht. Der Staat hat an einer solchen Förderung, wie es sie zu sowjetischen Zeiten gab, kein Interesse. Auch deswegen befindet sich die Sbornaja vor der Weltmeisterschaft im eigenen Land auf Platz 63 der FIFA-Rangliste. Bei anderen europäischen Klubs braucht man unsere Spieler einfach nicht. Die Hoffnung auf irgendwelche Veränderungen, ob im Fußball oder in der Politik, ist gering – gerade die vergangenen Jahre unter der Führung von Putin zeigen, dass er es darauf anlegt, sich noch weiter von der Welt zu entfernen, als auf sie zuzugehen.



Iwan Kalaschnikow erlebte sein erstes Fußballspiel im Jahr 1990 bei dem Aufeinandertreffen von Dynamo Moskau und Ararat Jerewan, zwei Teams, die in ihrer Spielweise unterschiedlicher nicht hätten sein können. Seitdem hatte er gehofft, dass der russische Fußball seine Vielfalt aus sowjetischer Zeit bewahren und sich nicht nur rund um Moskau abspielen würde.

Mein Russland [Gemma Pörzgen]

Was ist schon echt im Leben? Von Russland kursieren in Deutschland, seit ich denken kann, erstaunlich viele falsche Vorstellungen. So erschien der Sänger Ivan Rebroff vielen als waschechter Russe, obwohl er kein Russisch sprach. Trotz Fellmütze und tiefer Bassstimme kam er aus Berlin-Spandau und verstand sich auf die Imitation des Klischees. Oder das staubige Buchstabengebäck »Russisch Brot«, das angeblich zur Zarenzeit aus Russland kam, dort aber als Speise praktisch unbekannt ist. Immer wieder erweist sich in Deutschland das angeblich so typisch Russische als Fake.

»Babuschka« sagen viele Deutsche gerne zu der Puppe in der Puppe, die doch eigentlich Matroschka heißt und mit russischen Großmüttern, eben Babuschkas, wenig gemein hat. Bei den Souvenirhändlern verbergen sich in der Puppe längst nicht mehr Frauengesichter, sondern viel Politik: Öffnet man Putin, kommen die Vorgänger und manchmal am Ende sogar der kleine Lenin zum Vorschein. Auch beim Anstoßen lassen Deutsche gerne ein fröhliches »Na zdrowie« erklingen, das ist zwar Polnisch, aber der Mythos vom russischen Trinkspruch hält sich hartnäckig. Wenn dann Russen auch noch am Abend Wasser zum Essen trinken, weil sie am nächsten Tag zur Arbeit müssen, ist die Verwirrung endgültig perfekt. Nach deutscher Vorstellung müssen doch alle Russen Wodka trinken und die Gläser danach hinter sich an die Wand werfen.

Gemma Pörzgen ist freie Journalistin in Berlin mit Osteuropa-Schwerpunkt. Sie wuchs im Kalten Krieg in Moskau und Bonn auf, studierte in München Politikwissenschaften, Slawistik und Osteuropäische Geschichte. Später war sie als Auslandskorrespondentin auf dem Balkan und im Nahen Osten tätig.



Maradonow Linden- berg

[von Frank Willmann]



auf dem

Die Freundschaft zwischen der DDR und der Sowjetunion war von oben verordnet – was sich auch in den Fußballbeziehungen zeigte. Frank Willmann mit einer sehr persönlichen Geschichte aus der Zeit der »Druschba«.

Moooodooohr, Moooodooohr!, brüllte es in den 1970er-Jahren aus vielen Kehlen, wenn die Kicker der BSG Motor Weimar im heimischen Sportpark am Lindenberg das Tor des Gegners belagerten. Motor spielte in der zweiten Liga der DDR einen guten Stiefel, die Arbeiter und Bauern Thüringens pilgerten in großer Zahl zu den Heimspielen. Die Spieler der ersten Mannschaft waren allesamt pro forma beim Landmaschinenbaukombinat Fortschritt angestellt, als Erbauer fröhlicher Mähdrescher. Die realsozialistische Wirklichkeit sah durchaus anders aus. Die Kicker erblickten nie einen Mähdrescher aus nächster Nähe, und dran herumschrauben mussten sie erst recht nicht. Motor kickte gemütlich in der zweiten Liga, dafür wurden die Spieler berappt. Der Westen nannte sie verbittert Staatsamateure. Aber die Spieler waren Chefs in den Weimarer Discos und wussten, wo der Krimsekt floss.

Ich war ein Kind der seltsamen Diktatur von Dachdeckern und Bauernlümmeln und spielte anfangs bei Motor, um später bei wichtigen Klubs wie Post Weimar, Traktor Kromsdorf oder Empor Weimar zu brillieren.

Motors Fußballspiele auf dem Lindenberg waren Volksfeste. Bratwurstdüfte schwängerten die Luft und wetteiferten mit feinen Bockwurstaromen. Die Vereinskneipe unter der Holztribüne platzte aus allen Nähten, Ehringsdorfer Hell und Rote Brause flossen in Strömen. Der Fußballplatz war Treffpunkt und Meckerecke. Die kleinen Leute ließen die Seele baumeln, man nölte über Versorgungsengpässe und ließ nach dem vierten Bier auch mal die Fäuste zärtlich kreisen. Wir Jungs bolzten auf einem Nebenplatz und nahmen die ersten Mädchen in Augenschein.

Das Idol aller Weimarer Fußballfans hieß Gisbert Job. Er war Weimars Mannschaftskapitän, spielte im Mittelfeld und dachte das Spiel. Er bediente den wilden Weimarer Stürmer Wolfgang Dummer mit Traumpässen, die jener lauffreudige Blitz kraftvoll in gegnerische Tormaschen drosch. Häufig bediente er auch sowjetische Gastspieler, in Weimar der Einfachheit halber Russen genannt.

➤ Offizielle Spiele gegen die Nationalmannschaft der Sowjetunion wurden von den DDR-Medien mit einer bei den Fans nicht vorhandenen Bedeutung belegt: Joachim Streich (DDR, Mitte) im Duell bei den Olympischen Sommerspielen in München im Jahre 1972.

Weimar war Garnisonsstadt, der Trägerbetrieb der BSG Motor Weimar, das Landmaschinenbaukombinat, pflegte gute Kontakte zu den Freunden, wie man in der DDR offiziell die Sowjetbürger nannte. Sie kamen aus Russland, der Ukraine und den asiatischen Sowjetrepubliken. Der positive Kontakt zu den Besatzern befruchtete Motor, so gab es von 1976 bis 1984 einen stetigen Nachschub an Spitzenspielern aus der Sowjetunion. Das Thüringer Volk



verteilte schnell klangvolle Spitznamen. Dawidow wurde zu Maradonow und Alijew zu Ali. Alimäßig wurde es zuweilen schwierig, da der Stürmer Aschmann, genannt Ascher, von manchem Motorfan wegen seines recht dunklen Teints ebenfalls Ali gerufen wurde. Die einfache Lösung lautete fortan: Ali 1 und Ali 2.

Sowjetische Vereine und die sowjetische Nationalmannschaft standen normalerweise ganz weit unten in der Gunst der Fußballfreunde in der DDR. Jeder Fan hatte einen Bundesligaverein als Zweitverein. Ich kenne wirklich keinen, der sich in den 1970ern oder 1980ern für den sowjetischen Fußball interessiert hätte. Offizielle Spiele gegen die Nationalmannschaft der Sowjetunion oder Spiele im Europapokal wurden von den staatstreuen Medien der DDR mit einer besonderen Bedeutung belegt. Diese Bruderduelle wurden propagandistisch aus-

geschlachtet, was in den Köpfen der DDR-Fußballfans einen schalen Nachgeschmack hinterließ und nur bei harten Parteikadern zu Freudentänzen führte.

Dann gab es in der DDR noch den SASK Elstal, einen Fußballklub im heutigen Landkreis Havelland. Die Fußballer waren fast ausschließlich ehemalige Spieler von ZSKA Moskau, ZSKA hieß die sowjetische Armeesportvereinigung. Der Klub absolvierte Freundschaftsspiele in



der DDR und nahm gelegentlich an Turnieren teil, wurde aber nie in Meisterschaften oder Punktspielbetriebe integriert. Ab den 1970ern verlieh SASK ausländische Spieler im größeren Stil an Zweitligavereine. Für die höchste Spielklasse des DFV (Deutscher Fußball-Verband) wurden ausländische Spieler nie zugelassen. Es wechselte auch kein DDR-Fußballer in die Sowjetunion; hier hörte die viel beschworene (und letztlich verordnete) Bruderschaft auf. Spieler aus der ehemaligen Sowjetunion zogen erst nach der Wende nach Deutschland, auch in den Osten. Zwischen 1993 und 1995 hütete die Spartak-Legende Stanislaw Tschertschessow das Tor bei den Dynamos von Dresden. Heute betreut er die russische Sbornaja.

Das deutsch-sowjetische Fußballkapitel wurde von offizieller Seite als eine Erfolgsgeschichte verkauft. Die

↑ Joachim Streich war ein gefürchteter Torjäger in der DDR. Hier am Ball in einem Freundschaftsspiel der DDR-Nationalmannschaft 1974.

Wirklichkeit hinter der Propaganda sah, wie so oft in der DDR, anders aus. Private Zusammentreffen gab es nur sehr wenige, die kickenden Sowjetsoldaten im Offiziersrang blieben immer Fremde in der sowjetischen Besatzungszone (SBZ), den vielen Millionen einfachen Soldaten wurde der Kontakt zur Bevölkerung verwehrt.

Die Weimarer Bürger verloren durch das fußballerische Engagement der Sowjetsoldaten bei Motor ein wenig die Furcht vor den Russen. Die sowjetischen Besatzer waren ungeliebt, es kursierten wilde Gerüchte von Vergewaltigungen, obzwar der einfache Soldat während seiner dreijährigen Stationierung in der DDR die Kaserne nie zum Ausgang verlassen durfte. Die Bedingungen für die Soldaten der ruhmreichen Sowjetarmee waren unmenschlich, Selbstmorde und Fahnenflucht nicht selten die Folge des harten Kasernenlebens.

Ein glückliches Bild vom Leben der sowjetischen Soldaten wird durch die sowjetischen Fußballer in der zweiten DDR-Liga vermittelt. Offiziell als Armeeangehörige stationiert, durften sie über den grünen Rasen tollen. Sie waren allesamt Offiziere, die sich für einen langen Dienst verpflichtet hatten. Viele von ihnen spielten ursprünglich bei legendären sowjetischen Klubs in der obersten Spielklasse der Sowjetunion. In der zweiten DDR-Liga durften bis zu drei ausländische Spieler pro Match auflaufen.

Die Russen erlebte ich erstmals am 7. November 1976 beim 5:0-Sieg gegen Motor Veilsdorf. Aubakirow schoss gleich drei Tore, neben ihm stürmte Alijew.

Motor vermeldete vier Neuzugänge, die ersten Russen im Motordress waren Aubakirow, Alijew, Abdulgali-mow und Chan. Leider traten sie nur sehr unregelmäßig auf, Aubakirow verschwand relativ schnell vom Rasen. Der Grund für sein Entschwinden war nie zu erfahren.

Es gaben sich später noch einige andere die Ehre, der bekannteste und populärste war Stepan Marusynez. Tiefe Gefühle hegten wir für »die Walze« Somin, Namen wie Koslow, Dawidow, Jakowlew oder Janez bringen meine verschüttete Motorseele zum Blinken. Insgesamt waren es über die Jahre 15 Mann. Marusynez kickte von 1976 bis

1981 bei Motor. Er organisierte alles, was die Gastspieler betraf und fungierte als Dolmetscher. Im Pokalspiel gegen den 1. FC Magdeburg im Jahr 1979 sollte er Torjäger Joachim Streich bewachen, dem trotzdem alle vier Treffer zum 0:4-Endstand gelangen. Marusynez arbeitete Anfang der 2000er lange für Bayer Leverkusen in der Betreuung osteuropäischer Profis. Der gebürtige Ukrainer starb 2016 in Leverkusen. In den Zeitungen tauchte er mal als Marussinez auf, dann als Marrusinec, Marushinez, oder Marusinez. Die jeweilige Schreibweise blieb der Fantasie des Journalisten überlassen. Und fütterte unsere Fantasie.

So etwas wie Homestorys sowjetischer Fußballer gab es in der gleichgeschalteten Propagandapresse der DDR natürlich nicht. Private Dinge waren Militäргеheimnisse. Ich hatte über den lokalen Russischklub Kontakt zu Offizieren; doch die Treffen waren langweilige Aufführungen. Wir trugen Gedichte oder Lieder auf Russisch vor, danach lief entweder ein russisches Märchen oder ein sowjetischer Kriegsfilm. Dann sangen wir: Partisanen durch die Steppe ziehen. Meist bekamen wir von den Sowjetoffizieren Lenin-Abzeichen geschenkt und schenkten ihnen Ernst-Thälmann-Abzeichen. Die jeweiligen blechernen Größten Führer aller Zeiten wechselten den Besitzer. Getragen haben wir Lenin natürlich nie, sie landeten bei der nächsten Gelegenheit im Mülleimer! Alles Russische war inoffiziell bei der Jugend verpönt. Niemand konnte mit einem Lenin am Revers Pluspunkte bei den Mädchen machen. Hier musste

**Offiziell
als Armee-
angehörige
stationiert,
durften
sie über den
grünen
Rasen
tollen.**

ein Victory-Zeichen her, mindestens der Aufnäher eines Bundesligavereins.

Ich sammelte Fußballabzeichen und tauschte mit Offizieren oder ihren Kindern, wann immer es möglich war, Abzeichen. Kamerad Snatschok! Die Kasernen waren mit hohen Mauern und Sichtblenden aus Holz verkleidet, doch es gab Löcher, es gibt immer einen Weg. Ich schlüpfte durch und traf mich auf der anderen Seite heimlich mit Jungs. Wir durften bei unseren heimlichen Tauschgeschäften nicht gesehen werden, weder von über-eifrigen DDR-Bürgern, noch von sowjetischen Wachsoldaten. Wieder auf der anderen Seite pff ich mir eins und brüllte mit den anderen Jungs meiner Schule: »Ras, dwa, tri – Russen werden wir nie!« Selbstverständlich immer nur dann, wenn die Russischlehrerin oder der Staatsbürgerkundelehrer nicht hinhörten.



Frank Willmann wurde 1963 in Weimar geboren. Er ist Mitglied der Akademie für Fußball-Kultur, schreibt für diverse Zeitungen und Zeitschriften. Er hat zahlreiche Bücher zum Fußball veröffentlicht, zuletzt: »Alles auf Rot: Der 1. FC Union Berlin« und »Mittendrin. Fußballfans in Deutschland«.

»»Wir sind spät dran««

[Moritz Gathmann im Interview
mit Natalja Barbaschina]



Die russische Rekordtorschützin Natalja Barbaschina darüber, warum Handys ein Fluch für den Fußballerinnennachwuchs in Russland sind.

Natalja, wie kamen Sie als russisches Mädchen zum Fußball?

Mit den Jungs haben wir immer auf dem Hof Fußball gespielt – das war ganz normal. Mein Vater war Fußballer und meldete mich beim lokalen Amateurklub an. Und als ich dann volljährig war, bekam ich eine Einladung von Woronesch – damals einer der besten Klubs. Die kauften mich eigentlich als Torwart ein, dann wurde ich Abwehrspielerin, dann spielte ich im Mittelfeld – und schließlich war ich Stürmerin.

1993 spielten Sie Ihre erste Meisterschaft. Wie entwickelt war der Frauenfußball damals?

Zu Sowjetzeiten war der professionelle Frauenfußball gut entwickelt. Aber mit dem Ende der UdSSR zerfiel auch die Liga. 1992 wurde eine eigene russische Liga gegründet. Und es gab weit mehr Mannschaften als heute: Mal waren es zwölf, mal 15. Heute sind es gerade mal acht in der ersten Liga. Die besten Zeiten hatte der russische Frauenfußball Ende der 1990er und Anfang der 2000er-Jahre: Bei den Weltmeisterschaften 1999 und 2003 schafften wir es mit der Sbornaja bis ins Viertelfinale. Wo wir dann immer gegen Deutschland rausflogen. Das war einfach ein ganz anderes Niveau. Keine Chance.

Sie sagten jüngst in einem Interview, dass das Niveau

in den letzten Jahren falle. Warum? Eigentlich gab es in Russland doch mehr Geld in den 2000er-Jahre?

Ich glaube, es liegt daran, dass wir damals keine Handys hatten. Wir haben einfach immer Fußball gespielt auf dem Hof, die Menschen waren sportlicher als heute. Aber langsam ändert sich das wieder. Ich bin da optimistisch.

Können denn zumindest die Spielerinnen, die heute in der ersten Liga spielen, von ihren Gehältern leben?

Ja, bei den acht Profimannschaften geht das. Einige studieren aber nebenher.

Wird Frauenfußball in Russland im Fernsehen gezeigt?

Nur die Spiele der Nationalmannschaft, auf dem Spartensender »Match TV«. Die Ligaspiele kann man seit Kurzem immerhin im Livestream auf den Homepages der Mannschaften sehen.

Wie viele Zuschauer kommen denn zu den Spielen? Und wird man als Frauenfußballerin im Macholand nicht immer belächelt?

Natürlich gibt es Stereotype. Aber eigentlich fanden die Jungs es immer interessant, zu unseren Spielen zu kommen. Aber klar – im Schnitt sind es um die 100 Zuschauer, die die Spiele besuchen. In der Provinz aber weit mehr – da ist die Konkurrenz nicht so groß.

Eine Prognose für die kommenden Jahre?

Ich hoffe, dass die Fußball-Weltmeisterschaft auch dem Frauenfußball Impulse gibt. Wir bräuchten dringend mehr zweite Mannschaften, um die jungen Spielerinnen an den Profifußball heranzuführen. Ich hoffe, dass das vorangeht. Wir sind eben ein bisschen spät dran im Vergleich zu euch.

Sie haben 2016 Ihre Trainerkarriere beendet. Warum?

Ich weiß nicht, ob ich mir den Stress noch antun will. Alle denken ja immer: Ist ja ganz leicht, 22 Dummerchen laufen aufs Feld, jagen 90 Minuten dem Ball hinterher und fertig. Aber so eine Saison macht einen wirklich fertig.

Was war der größte Moment Ihrer Karriere?

Das Endspiel der Champions League 2009 in Duisburg.

Das Hinspiel hatten wir 6:0 verloren, aber dort in Duisburg haben wir 1:1 unentschieden gespielt.

Und die ganze Kulisse war großartig: Ich habe zum ersten Mal vor einem ausverkauften Stadion gespielt – da waren fast 30.000 Zuschauer im Stadion.

Und obwohl es ein Auswärtsspiel war, wurden wir von den Fans richtig angefeuert. Das verleiht Flügel!

Schauen Sie sich Spiele der Fußball-WM der Männer im Stadion an?

Nein, wahrscheinlich nicht. Zu Hause mit Freunden ist es etwas gemütlicher.

Und Ihr Favorit?

Deutschland natürlich.

Natalja Barbaschina, geboren 1973 in Ussurijsk (an der Grenze zu China), ist die Rekordtorschützin der russischen Frauen-Sbornaja. In 124 Spielen schoss die Stürmerin offiziell 46 Tore, nach ihrer eigenen Rechnung waren es aber 70. Mit verschiedenen Klubs wurde sie neunmal Landesmeisterin, 2010 beendete sie ihre Karriere. Heute lebt Barbaschina in Moskau.



Hoffen auf Wunder

[von Michail Birjukow]



ein

Es ist nicht leicht, ein Fan der russischen Nationalmannschaft zu sein. Vom großen Glück und tragischen Leid der Sbornaja.

Sbornaja – so wird in Russland die Nationalmannschaft genannt. Um die Bedeutung zu verstehen, hilft ein Blick in die russische Küche. Dort existiert ein Gericht mit dem Namen Sbornaja Soljanka, eine Art Eintopf mit zusammengewürfelten Zutaten. Das sollten Sie sich merken und bloß nicht verwechseln: Die Sbornaja ist eine Mannschaft, zusammengewürfelt aus Spielern verschiedener Klubs. Die »Sbornaja Soljanka« dagegen ist eine Suppe, die aus dem Fleisch verschiedener Würste zusammengewürfelt wird.

Aber kehren wir aus dem Restaurant zurück in die Vergangenheit. Am 17. Oktober 2007 verlor Russland den Verstand. Am Abend jenes Tages veranstalteten die Moskauer Autofahrer ein nicht enden wollendes Hupkonzert, und die Menschen, trunken vor Alkohol und Freude, umarmten ihnen völlig unbekannte Fußgänger. Das Epizentrum des nationalen Glücks befand sich im Stadion Luschniki, wo die Sbornaja die Engländer unerwartet mit 2:1 geschlagen hatte. Bis zu diesem Tag war die Sbornaja ein beliebtes Ziel für scharfe Witze in den Comedyshow des russischen Fernsehens gewesen. Seit dem Zusammenbruch der UdSSR hatte Russland nur ein einziges Mal gegen eine Topmannschaft gewonnen. 1999 besiegte Russland den amtierenden Weltmeister Frankreich. Aber die Freude währte nicht lange. Nur drei Monate später unterlag die Sbornaja dem Erzrivalen Ukraine – und verpasste damit die EM 2000. Das Spiel gegen die Ukrainer gilt bis heute als die größte Tragödie des russischen Fußballs. Der talentierte Torwart Alexander Filimonow beerdigte seine Karriere zwei Minuten vor dem Ende des Spiels, als er eine einfache Flanke von Andrej Schewtschenko ins eigene Tor lenkte. Alle Heldentaten der Sbornaja wurden von einem einzigen Fehler zunichtegemacht. Von einem kleinen Fehler für einen Russen, aber einem gigantischen für Millionen von Russen.

Dieses Drama im Luschniki sahen damals 80.000 Zuschauer. Ein Rekord für das in den 1990er Jahren verarmte Russland. Ich erinnere mich gut daran, wie schwer diese Zeiten waren. Meine Eltern hatten wie Tausende

andere wegen des Staatsbankrotts ihre Arbeit verloren. Ich war damals in der Grundschule und hatte Angst davor fernzusehen. Dort wurde nur über den Krieg in Tschetschenien und die Sprengstoffanschläge auf Wohnhäuser in verschiedenen Städten Russlands geredet. Ein wichtiges Fußballspiel war die einzige Hoffnung auf eine positive Nachricht. Aber nicht in jener Nacht. Das überfüllte Stadion in Moskau wurde zum Symbol der Enttäuschung und eines unerfüllten Traums.

Erst acht Jahre später sollte das Luschniki wieder ausverkauft sein – als es eben gegen England ging. Den Tag nach dem Spiel hätte man eigentlich gleich zum Feiertag erklären können, weil viele ihrer Arbeit fernblieben. So-

gar der Fußballtrainer unserer Schule roch an diesem Tag nicht wie üblich nach dem Deo Old Spice, sondern nach Alkohol. Die Russen witzeln oft, dass unser Nationalcharakter darin bestehe, dass wir uns keinen Stress machen und stattdessen darauf hoffen, dass alles schon irgendwie klappt. »Hoffen auf das Awós« heißt das bei uns. In diesen Witzen steckt sehr viel Wahrheit. Bald nach dem großen Sieg gegen England unterlag Russland sensationell Israel und verlor wichtige Punkte in der Qualifikation. Zur Europameisterschaft 2008 fuhr das Team nur, weil Kroatien wie durch ein Wunder

England schlug. Das »Awós« hatte funktioniert. Der glückliche Einzug in die Endrunde gab der Mannschaft Schwung. Den Rest schaffte sie aber selbst. Im Jahr 2008 zog die Mannschaft zum ersten Mal seit 20 Jahren wieder

Alle Heldentaten der Sbornaja wurden von einem einzigen Fehler zunichte- gemacht.

in ein EM-Halbfinale ein. Die Russen freuten sich über den Sieg gegen die favorisierten Holländer so, als wäre es das Finale gewesen. Mein ganzer Stolz gehörte Andrej Arschawin. Der Typ, der einst in meinem Nachbarhaus in Sankt Petersburg gewohnt hatte, machte das Spiel seines Lebens und wurde zum Weltstar.

Dieses denkwürdige Spiel gegen Holland schaute ich zusammen mit meinem Vater und meinem Großvater. Drei Generationen unserer Familie hatten jeweils eine der wichtigen Perioden in der Geschichte der Sbornaja erlebt:

mein Großvater den Aufstieg der sowjetischen Sbornaja in den 1960ern, mein Vater die letzten Glanzpunkte in den 1980ern, ich den Niedergang in den 2000er-Jahren. Mein Großvater erzählte, dass der Sieg der UdSSR bei der Europameisterschaft 1960 kaum wahrgenommen wurde, weil Fernseher damals noch Mangelware waren, und das Radio und die Zeitungen konnten die Emotionen nicht wirklich wiedergeben. Auch mein Vater erinnerte sich an keine verrückten Feiern im Jahr 1988, als die Sbornaja die Olympiade gewann und das letzte Mal in ein Finale der

Europameisterschaft einzog. Zum einen, weil die Sowjet-Behörden inoffizielle Feiern auf den Straßen nicht gut hießen, zum anderen, weil die Fans sich damals mehr für Eishockey interessierten. Erst im neuen Russland wurde der Fußball zum Massenphänomen. Deshalb war es 2008 unmöglich, die Emotionen zurückzuhalten.

Die Bronzemedailien 2008 wurden jenen Jungs überreicht, die in der Anarchie der 1990er Jahre aufge-

**Unser
National-
charakter:
Wir hoffen,
dass alles
schon
irgendwie
klappt.**

wachsen waren, die den Fußball in löchrigen Schuhen auf staubigen Höfen gelernt hatten. Die besten von ihnen wechselten bald in die Topklubs: Schirkow zu Chelsea, Pawljutschenko zu Tottenham, Arschawin zu Arsenal. Der



Trainer Guus Hiddink hatte eine fantastische Geschichte geschrieben. Und den Holländer nennen sie in Russland bis heute voller Verehrung den »Märchenonkel«.

Bald hatten die Helden von 2008 den Höhepunkt ihrer Karrieren überschritten, und es gab niemanden, der sie ersetzen konnte. Es ist in Russland nicht nur schwer, Fußballer zu finden, die Anfang der 1990er geboren wurden. Es ist überhaupt schwer, Menschen aus dieser Generation zu finden. Nach der Perestroika erlebte das Land eine dramatische demografische Krise. Der russische Fußballbund hätte mehr Geld in die Jugendarbeit stecken können, aber er steckte sie lieber in die Taschen von Fabio Capello. Der Italiener schaffte es zwar, die Mannschaft in die Endrunde der WM 2014 zu bringen. Aber dort gewann die Sbornaja kein einziges Spiel. Laut Daily Mail verdiente Capello 7,5 Millionen Euro im Jahr. Zum Vergleich: Das Salär von Joachim Löw, der 2014 den WM-Titel holte, soll bei 2,5 Millionen Euro liegen.

Der teuerste Trainer in der Geschichte der Sbornaja stürzte den russischen Fußballverband in Schulden und

blieb erfolglos. Zur selben Zeit änderte sich in Russland die politische Lage. Nach der Verschlechterung der Beziehungen mit dem Westen standen die Zeichen auf Sanktionen und Importsubstitution. In dieser Situation, einen teuren Ausländer anzustellen, wäre der Gipfel der Heuchelei gewesen. Seit dieser Zeit wird die Sbornaja nur von Russen trainiert, bislang jedoch ohne Erfolg. Die Blamage bei der EM 2016 nahm man in Russland stoisch auf. Die Russen zeigten sich voll und ganz einverstanden mit der Selbstkritik des Trainers Leonid Sluzkij, der mutig erklärt hatte: »Nach dem Turnier waren wir mit den Spielern einer Meinung: Wir sind scheiße.«

In diesen schwierigen Zeiten hat ein russischer Trainer mit einer maximal europäischen Mentalität die Mannschaft übernommen: Stanislaw Tschertschessow hat in Deutschland für Dynamo Dresden gespielt, seine Karriere beim FC Tirol Innsbruck beendet und dieses Team danach trainiert. Unter Tschertschessow fiel die Sbornaja 2017 auf den historisch niedrigsten Platz 65 in der FIFA-Rangliste. Dabei stand man neun Jahre zuvor noch auf dem achten Platz!

Am wichtigsten Ereignis in der Geschichte des russischen Fußballs wird die am wenigsten talentierte Generation der russischen Spieler teilnehmen. Wieder machen die Fans ihre Witzchen und haben eigentlich keine Erwartungen an ihre Fußballer. Was bleibt? Auf ein Wunder zu hoffen. Eben auf das »Awós«, so wie 2007.



Michail Birjukow studierte Geologie und machte zu Universitätszeiten Expeditionen in wunderschöne, vergessene Regionen Russlands. Aber irgendetwas lief schief. Nun untersucht er seit sieben Jahren den Fußball – für Eurosport.ru.

Mein Russland

[Nikita Afanasjew]

Als ich im vergangenen Jahr nach Perm flog, gab der Pilot wie üblich einige Informationen durch. Aber etwas war anders als sonst. Der Pilot sagte: »Das Wetter in Perm ist ... gut! Minus ein Grad, starke Böen.« Während das Flugzeug im beinahe sommerlich gestimmten Perm landete, erinnerte ich mich an vergleichbare Episoden. Von einer Videotafel im neuerdings hübschen Wladiwostok tönte es mir einmal entgegen: »Die vielen Parks kommen uns heute selbstverständlich vor, aber sie wurden erst in der nahen Vergangenheit gebaut. Deine Stadt ist besser geworden – werde auch du besser!« Sofort fühlte ich mich schuldig, an diesem Tag nichts zur weiteren Verbesserung Wladiwostoks beigetragen zu haben und vermutlich nicht einmal selbst besser geworden zu sein. Doch nicht nur der russische Staat belehrt seine Bürger gerne, sie praktizieren das auch untereinander. In Moskau fragte ich einmal am Roten Platz einen Verkäufer nach einer Uschanka-Ohrenmütze. Ich fragte ihn auf Russisch, in der ehrlichen Absicht, eine zu kaufen. Er aber, der in mir einen halben Einheimischen erkannte, antwortete brüsk: »Was wollen sie denn mit so etwas?« Mein Russland ist ein Land, das ebenso gerne erzieht, wie es selbst nicht erzogen werden will.

Nikita Afanasjew, geboren 1982 im sowjetischen Tscheljabinsk. Journalist und Autor. Im Mai erschien sein Buch »König, Krim und Kasatschok«, in dem er sich auf die Suche nach dem Russland seines Vaters begibt. Lebt in Berlin.



Futbol

po-russki

[von Ingo Petz]



Affenlaute gegen dunkelhäutige Spieler, Keltenkreuze auf Bannern, Ausschreitungen bei der EM 2016 in Frankreich. Den russischen Fanszenen eilt seit Jahren der fragwürdige Ruf voraus, besonders rassistisch, rechtsextrem und brutal zu sein. Von wem aber geht die Gewalt aus, gibt es auch den Normalo-Fan, und was ist eigentlich ein Kusmitsch? Ein Blick in die russische Fanwelt.

Boleschtschiki

Als der sowjetische Fußball in den 1920ern und 1930ern zur Massenbewegung wurde, steckten die staatlichen Autoritäten in einem Dilemma. Einerseits war der Fußball ein probates Mittel der politischen und ideologischen Instrumentalisierung, andererseits waren die Menschenansammlungen in den Stadien schlecht zu kontrollieren. Einerseits wollte man eine Identifikation mit regionalen Klubs und die Entstehung von emotional aufgeladenen Stammesmentalitäten zugunsten des überall gleichen und friedfertigen Sowjetmenschen unterbinden, andererseits führte der Klubfußball automatisch zur Herausbildung von spezifischen Klubidentitäten und auch Rivalitäten. Das Phänomen der Boleschtschiki (болельщики) war geboren. So werden im Russischen diejenigen bezeichnet, die für eine Sache brennen, leiden und mitfiebern.

Das Verb *bolet'* drückt genau das aus. Bis heute ist Boleschtschiki der Überbegriff für Anhänger des Fußballs, von dem sich Ultras und Hooligans allerdings abgrenzen. Für sie ist Boleschtschik einer, der sich nur für die sportliche Seite des Fußballs interessiert, für Spielernamen und Vereins-Gossip. Eine weitere negative Abstufung in dieser Hinsicht ist der Slang-Begriff Kusmitsch. So werden verächtlich Anhänger bezeichnet, die emotional unbeteiligt ein Spiel verfolgen und dabei Sonnenblumenkerne (*semetschki*) futtern, alle zwei Minuten ausspucken, keine tiefgehende Haltung zu Verein und Fußballkultur pflegen und denen höchstens bei einem Tor ihrer Mannschaft mal die stoische Haltung abhandenkommt. Eine Übersetzung im Sinne der Gegner des »Modern Football« wäre: spießige Konsumenten. Eine Identifikation mit einem lokalen Verein, wie dies in Deutschland die Regel ist, gibt es in Russland mehr oder weniger nur bei den großen Klubs der Metropolen. Diese waren auch zur Zeit der Sowjetunion die Sehnsuchtsorte der Fußballbegeisterten. Die Provinz gilt bis heute als

öde, abgehängt, der Fußball dort als minderwertig. Die Folge: Viele Russen haben ihre Fanheimat bei internationalen Vereinen wie Manchester United, FC Barcelona oder Bayern München gefunden.

- **Die größten Rivalitäten** unter den Klubs bestehen zwischen Zenit und allen Moskauer Vereinen sowie zwischen Spartak und ZSKA Moskau, eine Begegnung, die auch als »das große Derby« bekannt ist.
- **Spartak Moskau** liegt mit knapp unter 30.000 Zuschauern auf Platz zwei, gefolgt vom südrussischen FK Krasnodar mit einer durchschnittlichen Zuschauerzahl von knapp 23.000. ZSKA Moskau kommt auf magere 14.400.
- **Die größte Stadionauslastung** in Russland hat Zenit Sankt Petersburg. In der Saison 2017/18 kamen durchschnittlich über 44.000 Anhänger zu den Heimspielen.

Fanaty

Wer es sehr ernst meint mit seiner Leidenschaft für einen Verein, der eben nicht nur zuschaut, der seine Liebe zu einem Klub zum Kult erhebt, der in der Bettwäsche seines Vereins schläft und sich über die Jahre für den Spieltag diverse abergläubische Rituale zugelegt hat, ist fanatisch und damit ein Fanat (фанат) – ein Wort, das in den 1970ern im sowjetischen Raum auftauchte. Wie auch die zugehörigen Attribute und Devotionalien, wie

wir sie aus unseren Stadien kennen: Schals, Fahnen und Schlachtrufe. Zudem ging man erstmals auf Auswärtsfahrt, wenn das Spiel nicht in einer Stadt stattfand, die als »geschlossen« galt, weil dort beispielsweise geheime Militärtechnik produziert wurde. Überhaupt wurden ab Anfang der 1980er auch die Geheimdienste und politischen Ordnungshüter verstärkt auf Fans aufmerksam, weil die Spannungen in der Gesellschaft aufgrund des Afghanistan-Krieges, der schlechten Wirtschaftslage und der politischen Desorientierung eines starren und ergreisten Systems zunahmen, was sich auch auf die Atmosphäre in den Stadien auswirkte. Es ist die Zeit der ersten Fan-Auseinandersetzungen in der Sowjetunion, die von den Regimeideologen als »antisowjetische« und »bourgeoise« Phänomene bekämpft wurden.

Nach dem Zerfall der UdSSR nahmen die Spannungen in den russischen Stadien noch weiter zu. Der Zuschauerstrom ebte in einer Zeit des wirtschaftlichen, gesellschaftlichen und sportlichen Zerfalls merklich ab. Migranten aus dem Kaukasus und Zentralasien zog es auf der Suche nach Arbeit in die russischen Metropolen. Fremdenfeindlichkeit, Rechtsradikalismus und Bandenkultur hielten Einzug in die russischen Stadien. Bis heute gibt es auch Fans, die sich der Antifa-Subkultur zurechnen, die aber aufgrund der Dominanz rechter Gruppierungen eher ein Schattendasein fristen. Das Linke hat aufgrund der negativen Folgen der kommunistischen Geschichte ohnehin einen schweren Stand in Russland. Dass die nicht radikalen Fans weniger sichtbar und hörbar sind, liegt auch daran, dass Fähigkeiten zur Eigeninitiative, Mitbestimmung und Selbstorganisation von einem repressiven Staat nicht gefördert und von Vereinen und Verbänden nicht belohnt, sondern eher skeptisch betrachtet werden.

- **CSKA Fans against Racism** ist die aktuell einzige Faninitiative in Russland, die offen versucht, gegen den Rassismus unter den eigenen Anhängern anzugehen.

- **Das russische SOVA Zentrum** für Informationen und Analyse hat in einer Studie für die Zeit zwischen 2015 und 2017. 200 Fälle von Diskriminierung und Rassismus im russischen Fußball untersucht. In 158 Fällen identifizierte man extrem rechte und Neonazi-Symbole und -Slogans in russischen Stadien.
- **Skarfjory oder scharfisty** (von Russisch: skarf; Schal) werden Anhänger bezeichnet, die Schals sowie Trikots ihres Klubs tragen, sich aktiv am Fansupport beteiligen, aber weitgehend friedlich sind.

Chuligany und Ultras

Zu Beginn der 1980er gab es die ersten Fan-Auseinandersetzungen zwischen verfeindeten russischen Vereinen und ihren Hooligans (хулиганы), für die die von Gewalt geprägte Fankultur aus England ein Vorbild war. Da der Nationalismus in der offiziellen Sowjetideologie keinen Platz haben durfte, entwickelten sich die sportlichen Duelle zwischen den Klubs der sowjetischen Liga in den späten 1980ern mitunter zu Orten, an denen Fans ihre nationalen Rivalitäten auslebten. So beispielsweise bei Aufeinandertreffen von Spartak Moskau und Dyna-

mo Kiew, bei denen es immer wieder zu heftigen Straßenschlachten kam. In den 1990ern entwickelte sich, inspiriert von westlichen Fanszenen, ihren Codes und Klamottenmarken, eine ausgeprägte Hooligan-Subkultur in Russland, die sich in Zeiten eines heftigen sozialen und politischen Wandels mit ihrem archaischen Männerbild und ihren ultranationalistischen Tendenzen als Bewahrer traditioneller konservativer Werte verstand und die vielerorts eine unheilvolle Verbindung mit Rechtsextremen wie beispielsweise der »Russisch Nationalen Einheit« (RNE) einging. Die Firmys (von Englisch: firms) finden sich seitdem in allen Fanszenen der Traditionsvereine. Zu Beginn der 2000er wandelten sich die Hooligan-Szenen ein weiteres Mal. Die Popularität der Ultra-Bewegung (ультрас), die eigentlich aus dem Italien der frühen 1970er stammt, erreichte nun auch Russland. Es formierten sich die ersten Ultra-Gruppierungen, die bis heute mit ihren Choreografien, Blockfahnen, ihrer Pyrotechnik und ihren orchestrierten Gesängen für Stimmung in den Stadien sorgen. Anders als in Westeuropa sind russische Ultras gleichzeitig fast immer auch Hooligans. Auf Russisch nennt sich diese Subkultur »okolofutbola«, was »neben dem Fußball« bedeutet.

Anders als die frühen Kneipenschläger der englischen Hoolszene verstehen russische Hools ihre Auseinandersetzungen in Wäldern, auf Feldern und Äckern oder bei Straßenschlachten, die während der EM 2016 für Schrecken und Diskussionen sorgten, als sportliche Wettkämpfe. Die Überfälle auf verfeindete Gruppen werden strategisch geplant. Alkohol ist verpönt und trainiert wird MMA, Mixed Martial Arts, ein harter Vollkontakt-Kampfsport, der verschiedene Kampfstile miteinander vereint. Auch heutzutage pflegen Ultras Verbindungen ins politische rechtsradikale Milieu ihres Landes. Rechtsextreme Fans wie Denis Nikitin beispielsweise, der als einer der Rädelführer der Marseille-Ausschreitungen gilt und der enge Beziehungen zu Nazis und Hools in Deutschland unterhält, ist nicht nur der Gründer der rechten Klamottenmarke White Rex, sondern auch Ausrichter von profes-

sionellen MMA-Wettkämpfen. Schon weit im Vorfeld der WM ist die russische Regierung mit neuen, auch umstrittenen Gesetzen und repressiven Maßnahmen gegen eine mögliche Hooligan-Gefahr vorgegangen. Schließlich soll niemand die große Fußball-Show im eigenen Land stören.

Bekannte Ultra- und Hoolgruppen

Zenit: Music Hall, Vesjolyje rebjata (Fröhliche Jungs), Aliens, Landskrona

ZSKA: Galante Rösser, Jaroslawka, Einfach-Jugend, Warriors

Spartak: Union – Ю, Schkola (Schule), Fratria, Gladiators Firm 96, Nekie KB

Dynamo Moskau: Ultras
Dynamo, Patriots

Lokomotive: Orel Butchers,
Objedinennij jug (Der vereinte Süden)

Torpedo Moskau:

Troublemakers

FK Ural: Steel Monsters



Ingo Petz lebt in Berlin und reist seit fast 25 Jahren nach Osteuropa. Er hat Bücher über Aserbaidshan und Neuseeland geschrieben. Fußball hat er nur in Kindheitstagen auf der Festwiese seines Heimatdorfes gespielt. Er ist Fan des 1. FC Union Berlin.

»Wir haben eine der besten Ligen der Welt«

[Jewgenij Markow im Interview
mit Arkadij Belyj]



Haben Sie vor Ihrer Karriere im Futsal* auch klassischen Fußball gespielt?

In meiner Kindheit hatte der Futsal noch keine professionelle Struktur und Nachwuchsförderung. Die ersten offiziellen Turniere gab es erst zu Beginn der 1990er. Vorher habe ich Fußball gespielt, und zwar in der Moskauer Schule der Olympischen Reserve, die heute ein Fußballverein ist und Tscher-tanowo heißt. Die Schule befand sich direkt neben meinem Elternhaus, und, ja, ich wollte in den großen Fußball. Aber je älter ich wurde, desto mehr stellte sich heraus, dass ich mich wohl nicht durchsetzen würde. Wahrscheinlich lag es an der Athletik, ich war einfach zu klein. Man hat dort nach sowjetischen Maßstäben entschieden. Egal, ob man ein intelligenter Spieler oder exzellent in der Ballbehandlung war, am Ende entschied nur die Athletik. Ich wollte sogar ganz mit dem Fußball aufhören.

Und dann gab der Futsal Ihnen eine neue Chance?

Mit Futsal war ich seit meiner Kindheit vertraut. Im Winter trainierten wir in Hallen, und wir nahmen an Schulturnieren teil, die damals schon als Futsal-Wettkämpfe bezeichnet wurden, aber de facto im Format vier gegen vier gespielt wurden. Der eigentliche Sprung in den Futsal kam während des ersten Jahres meiner Studentenzeit, als ich bei einem Turnier entdeckt wurde. Damals entstanden gerade irgendwelche neuen Futsal-Vereine wie beispielsweise Dina, dessen Präsident Sergej Koslow auf mich zukam und fragte: »Junge, hast du vielleicht Lust, bei uns zu spielen? Und auch noch für Geld?« Ich war damals 17 und hatte keinen blassen Schimmer, dass man

* **Futsal** Der Name leitet sich vom spanischen Ausdruck fútbol sala (Hallenfußball) ab. Entwickelt wurde er von einem Sportlehrer in Uruguay als alternative Fußballform für Kinder. Gespielt wird in einer Halle, allerdings ohne Bänder. Ein Team besteht aus fünf Spielern. Der Ball ist schwerer als ein normaler Fußball. Die Spielzeit beträgt zweimal 20 Minuten. Gespielt wird auf Handballtore.

mit Futsal Geld verdienen konnte. Ich habe den Vertrag einfach unterschrieben, ohne zu fragen, wie viel Geld ich denn überhaupt verdienen würde.

Worin liegt die Faszination von Futsal?

Alles passiert auf einem relativ kleinen Platz. Es ist ein sehr schnelles Spiel, immer gibt es die Möglichkeit, das Tor zu attackieren. Beim großen Fußball gibt es solche Angriffe und Kombinationen viel seltener. Im Futsal ist die Spannung größer. Im Durchschnitt hat jede Mannschaft pro Spiel zwischen 40 und 50 Torschüsse. Ein Spieler kann fast aus jeder Position auf dem Platz mit einer interessanten Finte in Richtung Tor abschließen.

In Russland scheint Futsal äußerst populär zu sein. Warum?

In der Provinz kommen zwischen 1000 und 5000 Leute zu den Spielen. Futsal wird wirklich überall gespielt. Häufig gibt es 90 Mannschaften in jeder größeren Stadt, in der insgesamt zwischen 1000 und 1500 Leute spielen. Und so stellt sich lediglich die Situation in den Städten dar, in denen es eigentlich nur Amateur-Futsal und keine professionellen Vereine und Schulen gibt. In den am besten entwickelten Regionen – dem sibirischen Tjumen, Jekaterinburg, Sankt Petersburg – sieht das noch ganz anders aus. Da bezahlt man selbst den Amateuren schon Geld. Jede Fußballschule hat übrigens nicht unbedingt einen Fußballplatz, aber immer eine Halle. Die Popularität kann man auch so erklären: Unser Land liegt halt nicht besonders südlich, und Amateure spielen lieber in Hallen, wenn es draußen kalt ist.

Die Russian Futsal Super League gilt als eine der besten der Welt.

So ist es. Spanien kann da vielleicht noch mithalten, aber unsere Vereine sind traditionell sehr erfolgreich. In den vergangenen Jahren waren wir beim UEFA Futsal Cup immer unter den besten vier vertreten. Wir haben sechs Vereine, die sich ständig mit den weltweit sechs besten Mannschaften messen können. Früher waren das Dinamo und Dina, die nun aus wirtschaft-

lichen Gründen nicht mehr zu den Topklubs gehören. Heute sind Gazprom-Jugra, Tjumen, Sinara Jekaterinburg, Sibirjak, KPRF und Norilskij Nickel an der Spitze.

Warum sind die russischen Futsal-Mannschaften so viel erfolgreicher als die des großen Fußballs?

Unsere Sportart braucht einfach nicht so viel Geld. Hallen gibt es – wie gesagt – überall. Sie sind billiger als Stadien, die Mannschaften sind kleiner, die Spieler nicht so teuer. Das Geld ist vielleicht das entscheidende Element. Futsal-Spieler verdienen in der Super League ungefähr so viel wie ihre Kollegen in der dritten russischen Spielklasse des klassischen Fußballs. Im Futsal haben die jungen Spieler eine viel größere sportliche Motivation, weil Geld nicht im Mittelpunkt steht. Wenn man wirklich gut verdienen will, muss man sich echt reinhängen.

Als Spieler der Futsal-Nationalmannschaft verdient man vielleicht 400.000 bis 500.000 Rubel im Monat, umgerechnet zwischen 5000 und 6000 Euro. Um solch ein Gehalt zu bekommen, muss ein Spieler wirklich sehr viel arbeiten und Biss zeigen. Das ist in den Strukturen des klassischen Fußballs anders.

Wechseln sehr gute Futsal-Spieler mitunter erfolgreich in den klassischen Fußball?

Die spanische Schule des technischen Fußballs zeigt ja, wie wichtig Futsal für das Spiel auf dem großen Platz ist. In Russland wollen wir das übernehmen. Das heißt: Bis zum 13./14. Lebensjahr werden die Kinder sowohl in Futsal als auch im Fußball ausgebildet, erst danach beginnt die Trennung. Ein gutes Beispiel für den Wechsel eines Futsal-Spielers ist Oleg Schatow. Er wurde als Jugendlicher von Ural Jekaterinburg verpflichtet, ging dann auch zu Zenit und spielt heute in Krasnodar.

Wie muss man sich eigentlich den Sportverein einer kommunistischen Partei vorstellen?

Ich leite alle sportlichen Aktivitäten der Partei. Wir organisieren eine Menge sozialer Aktivitäten für

Kinder und Sportfreunde: Fußballturniere, Wettkämpfe im Basketball oder Handball. Und wir haben eben ein professionelles Futsal-Team. Alles wird von der Partei finanziert. Aber die Spieler müssen sich nicht zur Partei bekennen. Ich aber unterstütze die Partei auch persönlich. Es gibt auch immer mal wieder Sponsoren. Aber solche zu finden ist nicht leicht, denn die Partei gilt als oppositionell in Russland. Wenn man also von manchen Geld bekommt, sagen die: »Das Geld haben wir überwiesen. Aber bitte erwähnt uns nicht, abgemacht?«

Letzte Frage: Verfolgen Sie auch den klassischen Fußball wie auch die Spiele der WM?

Ich habe im russischen Fernsehen ja auch lange klassische Fußballspiele kommentiert. Das mache ich heute nur noch für Futsal-Übertragungen. Aber ich verfolge die Ligen in Russland, England und Spanien. Barcelona liebe ich schon lange. Ich hoffe sehr, dass uns die WM auch eine nachhaltige infrastrukturelle Bereicherung unseres Fußballs bringt. Es ist nicht ganz leicht, ein Ticket für die WM zu ergattern. Aber meine Tochter hatte Glück. Sie hat gleich je vier Tickets für zwei Spiele in Moskau bekommen: Portugal gegen Marokko und Frankreich gegen Dänemark. Ich freue mich drauf.

Arkadij Belyj ist eine Größe des russischen Futsal. In den Farben des Moskauer Klubs MFK Dina wurde er zweimal zum besten Stürmer des Landes gewählt, er holte achtmal die russische Meisterschaft, siebenmal den Landespokal. Für die Futsal-Sbornaja lief er in 59 Spielen auf und gewann bei der Europameisterschaft 1999 den Titel.

Heute ist Belyj Direktor des Sportklubs KPRF, der aus Mitteln der gleichnamigen kommunistischen Partei finanziert wird. Jewgenij Markow hat ihn in Moskau getroffen, um zu erfahren, warum russischer Futsal in der Welt so viel erfolgreicher ist als der große Bruder auf dem Rasen.

Mein Russland ^[Iris Hanika]

Notiz von der ersten Reise: Der vielleicht siebzehn Jahre alte Junge, den ich in Sankt Petersburg auf der Straße sah (schräg gegenüber von dem Haus, in dem Schostakowitsch als junger Mann wohnte) und von dem ich dachte, so müsse Nabokov in seinem Alter gewesen sein. Es umwehte ihn eine absolute Überlegenheit, ein Hochmut, wie er Göttern zustünde, und dieser Hochmut erschien vollkommen berechtigt; das war es, was mich so erstaunte. Er trug einen Hauch von Lächeln im Gesicht, das war ein Lächeln über die grandiose Unzulänglichkeit der Welt. Zugleich war ich mir sicher, daß er in einer Familie lebte, in der alle wußten, daß er über dieser Welt stand, wie wahrscheinlich die ganze Familie darüber stand, absolut, göttergleich. Womöglich war sein Lächeln gar kein Hochmut, sondern eine natürliche Vornehmheit; womöglich war ich einem wahren Aristokraten begegnet, jemandem, den ich mir nirgendwo anders als in Sankt Petersburg vorstellen kann.

Meine Liebe zu Rußland war sehr groß. Inzwischen ist sie so gründlich vergangen, daß nicht einmal der Ekel geblieben ist, der auf das Ende einer Liebe folgt. Aber dieses Bild vergesse ich nicht. Für mich konzentriert sich darin dieses ganze riesige Land.

Iris Hanika ist eine in Berlin lebende Schriftstellerin, die für ihre Romane (»Treffen sich zwei«) mit zahlreichen Preisen ausgezeichnet wurde. Sie verliebte sich während einer Reise in Russland, die sie von Sankt Petersburg auf der Wolga nach Moskau führte.



[von Iwan Kalaschnikow]

Träume



Käfig der

In der »korobka« lebt der Straßenfußball Russlands. Hier wurden eine eigene Subkultur, Utopien und großartige Fußballer geboren.

»Wir befinden uns hier bei einem bemerkenswerten Spiel. All die großen Stars des Weltfußballs haben sich auf dieser Bühne versammelt.« So beginnt ein Video, in dem der berühmte russische Fußballkommentator Georgij Tscherdanzew das leidenschaftliche Hin und Her in einem Fußballspiel beschreibt, das Kinder im Hof unterhalb seines Balkons austragen. Wenn man den wahren Geist des russischen Fußballs sehen will – dieses raue, rüde und schnelle Spiel, das auf ummauerten Plätzen in den Höfen, umzingelt von hohen Wohnblöcken, ausgetragen wird, in Käfigen, die man auf Russisch »korobka« (Kiste) nennt – der muss häufig nichts weiter tun, als aus dem Fenster zu schauen. Da unten in der Korobka wird man ein Spiel bestaunen können, bei dem die Spieler die Farben von Spartak Moskau, von Barça oder Brasilien tragen. Wichtige Turniere beweisen immer wieder: Der professionelle russische Fußball befindet sich noch weit entfernt von der Weltklasse. Aber in der Welt der Korobka, wo nur der Sieger zählt – eine Welt von Staub und Beton und Anmut, die durchdrungen ist von urbaner Subkultur und geprägt von den smarten Jungs der Straße –, bist du lediglich einen Schritt entfernt von der internationalen Größe, nach der sich viele so sehr sehnen.

Im Herbst 1998 entdeckte ich diese ganz andere Welt in Moskau. Die Zeitung Sport-Express veranstaltete ein Straßenfußballturnier, eines, das so furchtbar chaotisch organisiert war, dass unser Team aus dem Südosten der Hauptstadt eine regelrechte Weltreise durch die Stadt unternehmen musste, um zu den Spielen auf versteckten Höfen zu gelangen, die zwischen den finsternen Vororten von Tschertanowo bis zu den alten Plätzen von Nowoslobodskaja verteilt waren. Aber an jedem Ort gab es diese Korobka. Ich erinnere mich, wie wir uns aus überfüllten O-Bussen und Trams in fremden Teilen der Stadt herauschälten, um schließlich in diesen kargen Höfen zu landen. Die Leute dort begegneten uns mit Argwohn, aber sobald wir die korobka gefunden hatten und über Zäune in sie hineingesprungen waren – die Tür zu benutzen galt als Zeichen der Schwäche –, entspannten sich die Örtli-



↑ Keine festen Regeln, kein Pardon, so wird in der »korobka« gespielt – hier in Moskau.

chen: Wir waren gekommen, um Fußball zu spielen.

Unsere Gegner hatten nichts mit uns naiven Jungs von einer Moskauer Mittelschule gemein. Einmal spielten wir gegen ein paar Kids von einer Schule der georgischen Diaspora, die selbst einem wie Luis Suárez Benehmen beigebracht hätten. Ein anderes Team trat mit gesponserten Trikots, Schuhen und Schienbeinschonern an – ein unglaublicher Luxus für Moskau, das sich 1998 mitten in einer heftigen Finanzkrise befand. Eine andere Mannschaft kam nicht von einer Schule, sondern rekrutierte seine Spieler direkt von der Straße weg: Deren hünenhafter Stürmer war mindestens 25 Jahre alt (in einem Turnier, das für Ü18-Mannschaften bestimmt war), und der Jüngste wurde schlicht ins Tor abkommandiert – die anderen waren so Typen, denen man besser nicht in die Quere kam. Aber eines vereinte uns: Wir alle hatten unsere eigene Korobka.

Die Gründe für den Aufstieg des Straßenfußballs in Moskau zum wahren Kult sind ziemlich nüchtern: Es war immer schwierig, in der Stadt Plätze zu finden, auf denen man einfach Fußball spielen konnte. Parks und Plätze sind voller Bäume, zudem wird der Rasen dort nicht gemäht. Auf den Wegen lässt sich nicht spielen, weil sie von wütenden Müttern beherrscht werden, die ihre Kinderwagen als Waffe gegen dich einsetzen. Die echten Fußballtore in den örtlichen Stadien kamen einem

**Die Unterschiede,
die Leute
normalerweise
voneinander
trennen,
sind in der
Korobka
unbedeutend.**

riesig vor, und niemand war erpicht, dem Ball auf einem gewaltigen Platz hinterherzujagen. Aber in der Korobka, die irgendwann einmal gebaut worden ist, weil der Staat gehofft hatte, die Kinder so für Eishockey begeistern zu können, kannst du das ganze Jahr Fußball spielen – auch weil die Käfige im Winter nicht mit Eis überzogen werden, wie dies eigentlich angedacht war.

Die Korobka befindet sich immer in der Mitte der Hinterhöfe. In den Wohngegenden, wo sehr viele Leute leben, diente sie als Heimplatz für zahlreiche Teams, die den Platz abwechselnd bespielten. Wer einmal in der Korobka ist, räumt sie nicht freiwillig. Also gilt die Regel: Der Sieger bleibt, was bedeutet, dass das beste Team den Platz für viele Abende besetzen kann. So lange, bis die Nacht das Spielen unmöglich macht.

Als ich Fußball auf der Straße spielte, verstand ich augenblicklich, warum ich mich von dieser Form des Spiels angezogen fühlte. Im antiken Griechenland galt während der Olympischen Spiele eine Waffenruhe, zu dieser Zeit durften keine Kriege geführt werden. Diese Zeit öffnete



eine Art utopischen Raum. Auch die Mauern und Zäune der Korobkas beschützten uns vor der Welt da draußen. Es war egal, ob du ein verwöhntes Kind aus reicher Familie warst oder ein Schlägertyp aus einer Gang. Im Käfig

waren alle gleich. Jeder hatte seine Rolle im Spiel, und die Unterschiede, die Leute normalerweise voneinander trennen, wurden in dieser Welt unbedeutend.

Längst ist die Korobka zum Kult geworden. Sie hat nicht nur ihre eigenen Hip-Hop-Künstler, Graffitisprayer und B-Boys hervorgebracht, sondern auch unzählige Spieler, die es auf den großen Platz des Ruhms geschafft haben, so wie Fjodor Smolow, der als Stürmer für den FK Krasnodar und in der Sbornaja spielt.

Ich habe mir beigebracht, sowjetischen Zeitungen nicht zu trauen, aber ich habe keinen Zweifel an der Richtigkeit der Daten, die ich im Archiv der Pionerskaja Prawda von 1965 gefunden habe. In einem Artikel ist die Rede von einem Jugendfußballturnier mit dem Namen »Der Lederball«, an dem über drei Millionen aus dem ganzen Land teilnahmen. Und diese Kids waren echte Straßenfußballer. Denn die Kinder, die in den richtigen Sportschulen des Landes Fußball spielten, durften erst gar nicht teilnehmen. Es ist wenig überraschend, dass die Teilnehmerzahl derart hoch war. Niemand wurde gezwungen, Fußball auf der Straße zu spielen, es war einfach das reine und unverfälschte Vergnügen.

Es gibt die Geschichte, dass dieses Lederball-Turnier ein Traum des legendären Torhüters Lew Jaschin war – dieser Verkörperung all dessen, was als gut am sowjetischen Fußball angesehen wurde. Schlussendlich war er derjenige, der den Siegern des ersten Turniers die Medaillen überreichte: einem Team aus Minsk, das sich Wolna (die Welle) nannte. Jaschin selbst war ein Beispiel dafür gewesen, dass Jugendträume wahr werden können: Der Kämpfer

Die Mauern und Zäune der Korobka beschützen uns vor der Welt da draußen.

von der Straße wurde bei der WM 1966 in die Weltauswahl berufen.

Natürlich hatte der Lederball auch ein ganz pragmatisches Ziel: Die Scouts der Sportakademien hatten hier die Möglichkeit, Kinder zu entdecken, die professionelle Trainer sicher nicht gefunden hätten. Im Jahr 1982 wurde der damals zwölfjährige Spieler Sergej Kirjakow als bester Spieler des Turniers geehrt. Er wurde in die Akademie von Spartak Orlow aufgenommen, vier Jahre später spielte er für Dynamo Moskau und nach fünf Jahren wurde er zum Spieler der sowjetischen Nationalmannschaft. »Es war der Lederball, der mich zum richtigen Fußball brachte«, erinnert er sich. »Professioneller Sport wurde zu meinem Leben, als ich 13 Jahre alt war – davor war es der Straßenfußball.«



Iwan Kalaschnikow spielte im Alter von 16 Jahren eher zufällig für ein improvisiertes Fußballteam in der Mitte der sibirischen Taiga. Seitdem ist er vom Fußball besessen. In den vergangenen elf Jahren hat er über Fußballfilme geschrieben, Turniere außerhalb der Welt der FIFA besucht und, was besonders wichtig ist, sehr viele Bratwürste gegessen.

Wir danken dem **Calvert Journal**, dass wir den Beitrag abdrucken dürfen.



Sehnsuchtwindung

[von Rodion Wlassow]



nach Über-

Die echte Sbornaja spielt nicht mit dem Ball, sondern mit dem Puck. Anders als die Fußballer werden die Stars auf dem Eis verehrt und geliebt.

Es mag seltsam erscheinen, aber gerade in jenem Land, das der Welt so viele Stars in dieser Sportart schenkte, konnte Eishockey sich lange Zeit nicht durchsetzen. Vor der Revolution versuchten einige Amateure, in Russland einen Eishockeyverband zu gründen. Aber niemand ließ sich von diesem Spiel anstecken – und der Verband ging bitterlich zugrunde. Zunächst, nach der Revolution im Jahr 1917, hatte die Sowjetmacht das »russische Eishockey« lieb gewonnen. Praktisch ist es ja auch dasselbe wie Fußball, mit Elfmetern, Eckball und elf Spielern pro Mannschaft, und mit einem kleinen Plastikball. Im Winter tauschten die Fußballer einfach ihre Turn- gegen Schlittschuhe, und niemand verstand, warum man sich überhaupt das »kanadische Eishockey« mit dieser seltsamen Hartgummischeibe, Puck genannt, aneignen sollte.

Nach dem Zweiten Weltkrieg wandelte sich die ideologische Lage im Land, für sowjetische Verhältnisse wurde man tatsächlich etwas offener. Das Sportkomitee der UdSSR entschied, nun doch die kanadische Variante des Eishockeys einzuführen. Natürlich geschah das auf Befehl von ganz oben – so sind auch viele andere bemerkenswerte Dinge in unserem Land entstanden. »Wie sollen wir denn dieses seltsame Eishockey nach vorne bringen, wenn wir überhaupt nicht wissen, wie man spielt?«, werden die Sportler damals wohl bei ihren allwissenden Vorgesetzten nachgefragt haben. »Unsere Aufgabe ist es zu befehlen. Und wir haben befohlen«, mag man ihnen von oben etwas unwirsch geantwortet haben.

Mit der »Super- Serie« 1972 gegen Kanada wurde Eis- hockey zur Legende.

➤ Der sowjetische Stürmer Alexander Jakuschew attackiert das kanadische Tor während eines Spiels der legendären Super Series im Jahre 1972.

Jedenfalls fanden die ersten öffentlichen Spiele im Februar 1946 statt, und schon im Dezember desselben Jahres startete die erste sowjetische Meisterschaft. Zehntausende Zuschauer klatschten den Eishockeyspielern nach dem ersten Spiel Beifall. Die sowjetische Nationalmannschaft im Eishockey entstand. 1948 spielte sie ihre ersten Testspiele gegen den Klub LTC Prag. Bereits 1954, bei



der ersten Teilnahme überhaupt, holte die Sbornaja den WM-Titel. Eine Legende war geboren, die Weichen für die Zukunft waren gestellt: Das Land fiel dem kanadischen Eishockey voll und ganz. Bald hieß es im Volksmund einfach nur noch Chockey. Das russische Eishockey (im Westen bekannt als Bandy) hingegen setzte sich weltweit nur in zwei Ländern durch – in Russland und Schweden. Auch heute gibt es noch Orthodoxe bei uns, die angesichts des kanadischen Eishockey die Nase rümpfen. Aber im Jahr 2018 ähnelt das eher Menschen, die im Zeitalter der Smartphones noch immer Funkmeldeempfänger, sogenannte Pager, benutzen.

Mit der »Super-Serie« (englisch: Super Series) im Jahr 1972 zwischen Kanada und Russland schwang sich Eishockey endgültig zum Mythos auf. In den beiden Ländern unterscheiden sich jedoch die Erinnerungen daran. Besonders gut erinnern wir uns an das erste Spiel, als die

UdSSR die Kanadier im eigenen Land mit 7:3 schlug. Die Kanadier wiederum denken gerne an das Tor von Henderson in der Nachspielzeit des entscheidenden Rückspiels in der UdSSR zurück. Aber historisch bedeutsam ist etwas anderes: Gerade zu dieser Zeit, Anfang der 1970er-Jahre, wurden in der Sowjetunion Fernseher zur Massenware. Damit konnte praktisch jeder die Spiele live in den eige-



nen vier Wänden verfolgen. Und wer sich noch keinen Fernseher leisten konnte, ging zu jemandem zu Besuch, der einen Fernseher hatte.

Natürlich entwickelte sich Eishockey zu Sowjetzeiten auch bald zu einem Teil der Staatsideologie; die sportlichen Siege wurden zum »wiederholten Beweis der Überlegenheit des sozialistischen Systems« herangezogen. Aber ganz unabhängig davon fraß sich Eishockey ganz tief ins Hirn der meisten sowjetischen Kinder. Vielleicht lag es daran, dass Eishockey das Spiel ist, in dem es mehr als alles andere auf den Teamgeist ankommt. Das passte wohl perfekt zum bekannten Hang der Russen zum Kollektivismus. Die meisten Fußballplätze auf den russischen Innenhöfen wurden im Winter mit einem Wasserteich zum Eisstadion umfunktioniert. Die Kinder verbrachten dort ihre Abende und kamen vielleicht

↑ Das erfolgreiche olympische Eishockeyteam der UdSSR im Jahre 1972: »Beweis der ideologischen Überlegenheit des sozialistischen Systems«.

manchmal mit einer Zahnücke nach Hause, dafür aber überglücklich.

Wahrscheinlich lieben russische Kinder Eishockey mehr als alles andere. Ich selbst kann mich auch sehr gut daran erinnern, wie ich dem Eishockey verfiel. Lange hatte ich nur Fußball gespielt und Fußball geschaut. Aber von einem Moment auf den anderen packte mich das Eishockey wie ein Biest sein wehrloses Opfer – ohne dabei Raum für eine andere Liebe zu lassen. Mit seiner Geschwindigkeit, seiner spielerischen Dichte, dem Fehlen langweiliger Nullen auf der Anzeigetafel. Hier spielten furchtlose Jungs, die Pucks mit ihren Gesichtern stoppten, hier hatten die Trainer keine Angst davor, dass ihnen mal ein Puck gegen den Kopf flog. Was für ein Kontrast zu den Fußballern mit ihren ewigen Wehwehchen, mit diesen peinlichen Schwalben, mit den taktischen Wechseln, wenn die ausgewechselten Spieler stundenlang brauchen, bis sie zur Seitenlinie getraut sind, und mit den furchtbar schwachen Mannschaften, die sich hinten reinstellen, um irgendwie zu null zu spielen. Beim Eishockey kann man sich nicht verstecken. Und man kann sich auch nicht hinten reinstellen. Zumindest würde das nicht lange gut gehen.

Eigentlich geht es im Eishockey immer um Überwindung. Ungeachtet ausgeschlagener Zähne oder gebrochener Rippen. Sekunden können hier unbezahlbar sein – ebenso unbezahlbar sind sie höchstens im Basketball. Unsere Lieblingssiege waren großartige Aufholjagden mit Toren in den letzten Minuten oder Sekunden, beispielsweise bei der Weltmeisterschaft 2008 oder im letzten Olympia-Finale in Südkorea gegen Deutschland, als wie 55,5 Sekunden vor Schluss den Ausgleich erzielten und in der Nachspielzeit den Siegtreffer. Vielleicht passt auch das zu unserem Charakter. Die Russen erinnern zuweilen an Studenten, die sich erst am Tag vor der Abgabe an ihre Diplomarbeit setzen, die dann aber doch noch irgendwie zustande bringen.

Sogar die Führer des Landes haben diesen Sport schließlich lieb gewonnen. Zu sowjetischen Zeiten war Leonid Breschnew der wichtigste Eishockeyfan. Jetzt

könnte man hier Erzählungen einflechten über den bösen KGB, der die Kinder unter der Drohung, sie in den Gulag zu schicken, dazu zwang, Eishockey zu spielen. Aber weit gefehlt. Breschnew, so erzählen es viele, war Fan von Spartak Moskau, aber das half der Mannschaft kein bisschen – ständig verlor sie in der Meisterschaft gegen ZSKA Moskau. Das sowjetische Fernsehen zeigte wegen des wichtigsten Fans des Landes sogar die Spiele von so unbedeutenden Mannschaften wie Rumänien bei Weltmeisterschaften. Ein typischer Eintrag Breschnews in seinem Tagebuch liest sich so: »Wir haben uns über Fußball und Eishockey unterhalten – und ein bisschen über die neue Verfassung.«

Auch in unserer Zeit, während der zwei Wochen der Weltmeisterschaft im vergangenen Mai zum Beispiel, verwandelt sich das ganze Land in Eishockeyexperten. Auf der Straße und in der Straßenbahn wird man nicht nur Unterhaltungen über den NHL-Star Owetschkin hören, sondern auch Expertenkommentare über das Spiel der Schweizer gegen die USA. Im Fernsehen wird ein Zuschauerrekord den nächsten jagen. Womöglich ist die Eishockey-Nationalmannschaft eine der wichtigsten »geistigen Klammern« (für den Ausdruck wird Wladimir Putin bis heute ausgelacht), welche die russische Gesellschaft zusammenhält. Während die Fußball-Sbornaja bis heute eines der Lieblingsobjekte für bissige Witze in den russischen Comedyschows ist, wird die Eishockey-Sbornaja von einem hellen Nimbus umgeben. Dabei ist es völlig egal, ob auf ihren Trikots Russland oder AAR (Athleten aus Russland) steht, wie bei den letzten Winterspielen.

**Zur
Eishockey-
WM ver-
wandelt sich
das ganze
Land in
Experten.**

Wahrscheinlich freue ich mich auf eine Weltmeisterschaft im Eishockey mehr als auf jene im Fußball, auch wenn ich weiß, dass der weltweite Status des FIFA-Wettbewerbs um ein Vielfaches höher ist. Seit ich klein bin, verbinde ich mit der Eishockey-WM schöne Erinnerungen: Es ist Mai, die Natur erwacht, das Grau des russischen Winters wird von grünen Blättern auf den Bäumen abgelöst, in der Schule beginnen bald die Sommerferien, und in der Glotze läuft Eishockey. Jetzt bin ich groß, es gibt keine Sommerferien mehr, aber diese Aura der WM zieht mich bis heute magisch an.



Rodion Wlassow ist 21 Jahre alt und studiert Philosophie. Er ist Eishockey-Experte bei [Sports.ru](https://sports.ru). In der fernen Kindheit spielte er Fußball. Und erst als er abnahm, wurde er nicht mehr als »Dicker« ins Tor gestellt. Er wurde Verteidiger und holte sogar die Schulmeisterschaft seines Viertels.



↑ Alexej Markow und sein Sohn Roman sind leidenschaftliche Moskauer Fans des FK Lokomotive. Sie verfolgen zu Hause das Heimspiel ihrer Mannschaft gegen den FK Ufa aus der Republik Baschkortostan. Viele Fans, vor allem Familien, schauen Fußballspiele lieber in den eigenen vier Wänden, weil es in den Stadien oft zu kalt ist und sie eher wenig Lust auf das grobe Gebaren mancher Fans haben.



Moskauer Fanwelten

[von Evgeny Feldman]

Wie die Fußballfans in der Hauptstadt ihren Fußball erleben – eine Bildstrecke.

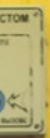


↑ »ZSKA, bitte aussteigen.« Von der im Februar 2018 eröffneten Moskauer Metrostation gelangt man zu den Stadien für Eishockey und Fußball des »Zentralen Sportklubs der Armee«. Auf dem Bahnsteig sind die verschiedenen Sportarten durch Statuen symbolisiert, hier eine Bronzestatue des legendären Torschützenkönigs Wsewolod Bobrow.





↑ Um ihren Klub Lokomotive Moskau live zu sehen, müssen diese beiden Fans mit der Metro ein gutes Stück weit raus aus dem Moskauer Stadtzentrum fahren. Aber gerade an diesem Tag ist es wichtig, dabei zu sein, da der Klub das erste Mal seit 14 Jahren die Möglichkeit hat, die Meisterschaft zu gewinnen.



Не прислоняться
Do not lean on door





↑ Die Lokomotive steht für die Herkunft von Lokomotive Moskau. Während andere russische Fußballklubs zu Sowjetzeiten von Industriekombinaten, Ministerien oder dem Geheimdienst gegründet wurden, hat Lokomotive Moskau seine Wurzeln in der russischen Eisenbahngesellschaft. Das Stadion des Klubs, an dem dieses Plakat mit dem Stahlross aus Sowjetzeiten hängt, ist aber trotz des großen Erfolgs des Teams und der sehr moderaten Ticketpreise (umgerechnet zwölf Euro) meist nur mäßig gefüllt.





↑ Dass die Ränge der Fußballstadien in Russland im Gegensatz zu Deutschland meist nur mäßig gefüllt sind, liegt neben der großen Konkurrenz durch den eigentlichen Nationalsport Eishockey auch daran, dass in den Stadien der Bierausschank verboten ist. Diese beiden ZSKA-Fans schauen sich das Spiel ihrer Mannschaft vielleicht deshalb lieber in einer etwas ungemütlichen Bierbar in dem Arbeiterbezirk Chowrino an als im Stadion.



Evgeny Feldman aus Moskau ist Fotograf und Fußballfan. Er hat seinem Verein Spartak anlässlich der Meisterschaft im letzten Jahr mit einer Fotostrecke ein Denkmal gesetzt. Sonst fotografiert er für viele internationale Magazine Reportagen vor allem zu sozialen und politischen Themen.

ТУРНИРНАЯ ТАБЛИЦА

№	КОМАНДА	И	В	Н	П	М	О
1	Спартак	28	22	3	4	46-24	69
2	ЦСКА	28	16	8	4	41-15	56
3	Зенит	28	16	7	5	47-19	55
4	Краснодар	28	11	13	4	35-20	46
5	Терек	29	13	6	10	35-34	45
6	Ростов	28	12	9	7	34-15	45
7	Локомотив	29	10	12	7	39-25	42
8	Уфа	29	11	7	11	21-25	40



Moskau



Spartak bleibt Spartak

[von Gleb Tscherkassow]

Vier Teams aus der Hauptstadt spielen in der Premjer-Liga. Unser Autor erklärt, warum Spartak Moskau der wahre Champion ist.

Ich bin seit 1980 Fan von Spartak Moskau. Einer Eingebung folgend knipste damals ein achtjähriger Junge den Fernseher an und blieb bei einem Spiel von Spartak gegen eine dänische Mannschaft hängen. Zufall? Ich erinnere mich sogar an eine Situation aus dem Spiel: Wagis Chidijatullin erzielt mit einem Fernschuss ein Tor. Da hat es Klick gemacht. Mir war klar: Das ist meine Mannschaft. Alles andere kam später dazu: die Geschichte des Vereins; dass mein Vater Fan von Dynamo Moskau war, Spartaks Erzfeind. Die erste Wahl in meinem Leben traf ich also ohne fremde Hilfe. Und bis heute bereue ich es nicht.

Dabei waren wir immer ein heimatloser Verein: Bis vor Kurzem besaß meine Mannschaft kein eigenes Stadion, und so war mindestens die Hälfte aller Moskauer Stadien zuweilen unsere Heimarena.

Wie es zu einer derartigen Ungerechtigkeit kam, konnte mir nie jemand erklären. Inoffiziell galt das Luschniki, beheimatet im gleichnamigen Moskauer Stadtteil, als unser Heimstadion. Das erschien nur logisch: Der populärsten Mannschaft musste das Stadion mit der größten Kapazität zugeteilt werden. Bis zum ersten Umbau hatte das Stadion noch Sitzbänke und es bot Platz für knapp 100.000 Zuschauer. Aber wirklich voll hab ich das Stadion nur einmal gesehen: 1990, als der SSC Neapel mit Diego Maradona nach Moskau kam – und den haben wir besiegt. Nach dem Umbau passten weniger rein – so um die 80.000. Und da kam es vor, dass man keine Tickets mehr für ein Spiel bekam.

Manchmal zog Spartak ins Stadion von Dynamo. Da gab es noch weniger Platz – etwas mehr als 37.000 –, aber irgendwie passten immer alle rein, obwohl die Arena ihre eigene Heimmannschaft und Fans hatte, deren Emotionen besonders hochkochten, wenn es gegen Spartak ging.

Meine wundervoll simple Kindersicht auf die Dinge sah so aus: Für Dynamo waren Mitarbeiter von der Polizei und alle, die mit ihr zu tun hatten. Zu ZSKA hielten Armeeangehörige und ihre Familien, zu Torpedo die Arbeiter der Autofabrik SIL (zu sowjetischen Zeiten waren das nicht wenige). Und für Lokomotiv, den Eisenbahnklub,

... na ja, irgendjemand begeistert sich wohl auch für die. Obwohl – in den 1980ern habe ich eigentlich niemanden von dieser Sorte getroffen.

Denke ich an meine kindliche Sicht auf die Welt des Fußballs, dann fällt mir ein Mitglied der Polizeisonder-einheit OMON ein, der in einer Polizeikette am Spielfeld-rand plötzlich die Hände hochreißt, um ein Tor meines Teams zu bejubeln. Oder die Erzählung eines Freundes, der sich als Offizier einen Ausgangsschein ausstellen ließ, um zu einem Auswärtsspiel von Spartak im Europapokal zu fliegen. Ich verstehe schon, dass das gar nicht so ungewöhnlich ist. Aber in der Tiefe meines Herzens wundere ich mich doch ein wenig. So wie jeder Mann im Herzen ein wenig Kind bleibt und sich wundert, dass nicht alles immer klar und eindeutig ist.

Für Spartak waren eigentlich alle. Deshalb wohl wurde der Klub Volksmannschaft ge-

nannt. Der Ausdruck rief eine Weile Freude hervor, weil er einfach gut klingt. Später dann, als die Gegner sich darüber lustig machten, ärgerte man sich. Und heute? Völlig egal, wie man uns nennt. »Spartak – Tschampion!« (Spartak ist Meister!) Aber so war das nicht immer.

In der Bibliothek habe ich einen ganzen Haufen Bücher über sowjetischen Fußball aus der ersten Hälfte des 20. Jahrhunderts gefunden. Dort kann man über die legendären Starostin-Brüder lesen, die für alle möglichen Mannschaften spielten. Von denen gab es vier, und der älteste, Nikolaj, war Kapitän der Nationalmannschaft der UdSSR. 1935, als zum ersten Mal eine Liga in der UdSSR etabliert werden sollte, schlug der Chef der sowjetischen Jugendorganisation Komsomol den Starostin-Brüdern vor, eine völlig neue Mannschaft aufzustellen. Die bekam den Namen Spartak – zu Ehren des Romans von Raffaello Giovagnoli, der die Geschichte des Gladiators Spartacus erzählte. Ein Sklavenaufstand gegen das Römische Reich, das passte gut.

18 Titel holten die Moskauer Teams seit 1992, davon allein zehn der aktuelle Meister Spartak.

Nikolaj Starostin leitete den Klub praktisch bis zu seinem Tod im Jahr 1996, auch sein jüngerer Bruder Andrej blieb bis zu seinem Tod 1987 bei der Mannschaft. Aber das alles habe ich erst später erfahren. Dazu gehört auch, dass die Brüder allesamt 1942 festgenommen und bis in die 1950er-Jahre in der Verbannung und im Lager waren. Berija, der berühmte Chef des Geheimdienstes, hatte sie verhaften lassen. Der Grund: Die Brüder sollen an der Planung eines Putsches gegen Stalin beteiligt gewesen



sein. Tatsächlich aber, das wusste ganz Moskau, gab es einen anderen Grund: Die Starostins hatten Berija, dem Patron von Dynamo, 1938 und 1939 zwei bittere Niederlagen auf dem Fußballfeld beigebracht.

Nach ihrer Rückkehr ging es für Spartak wieder aufwärts.

Seltsamerweise ist es für Spartak bedeutsam, wie die politische Großwetterlage im Land ist. Wie genau diese geheimnisvolle Wechselwirkung funktioniert, kann ich aber nicht erklären. So holte Spartak von 1987 bis 2001 elfmal den Titel. Mein Vater, der Fan einer ganz anderen Mannschaft ist, sagte mir einst: »Du wirst schon sehen! Wenn die Jelzin-Jahre zu Ende gehen, werden auch eure ewigen Siege zu Ende gehen.« Und so kam es. Und da-

↑ Ein Fan von Spartak Moskau ist auf das Spielfeld gerannt und umarmt den Teamchef Massimo Carrera nach einem Ligaspiel in Perm am 13. Mai 2017. Erst ein paar Tage zuvor ist Spartak zum ersten Mal seit 16 Jahren wieder russischer Meister geworden.

nach erinnerte ich mich daran, dass die Mannschaft ähnliche Erfolge – wenn auch nicht ganz so bedeutsam – zur Zeit des letzten politischen Tauwetters feiern konnte: in den 1950er und 1960er Jahren. Womit das alles zusammenhängt – ich weiß es wirklich nicht.

ZSKA und Dynamo, so hieß es immer, hatten einen bedeutenden Vorteil: Sie konnten jeden Fußballer, der ihnen gefiel, in den Armeedienst berufen und somit zu sich holen. Das kam ziemlich oft vor. Sogar heute kann ich mindestens zehn Spieler nennen, die zuerst bei Spartak spielten und sich dann plötzlich bei Dynamo oder ZSKA wiederfanden. Zu sowjetischen Zeiten nutzte Dynamo Kiew dasselbe Prinzip: Die holten sich auf diese Weise regelmäßig einen bunten Strauß an Spielern – und nicht nur aus der Ukraine. Das alles bedeutete: Wir waren ehrlicher.

Erst viele Jahre später erfuhr ich, dass auch der mächtige Moskauer Bürgermeister Wiktor Grischin Fan von Spartak war (Warum hat er uns dann eigentlich kein Stadion gebaut?), dass es an der Staatsspitze nie eine klare Meinung dazu gegeben hat, welcher Klub unterstützt werden sollte, und dass Geld, Einfluss und Verbindungen im Fußball viel bedeuten, aber eben nicht alles.

Sieben Millionen

Passagiere nutzen allein die Moskauer Metro jeden Tag. Mehr Passagiere haben nur die U-Bahnen in Tokio, Seoul, Peking und Schanghai.

Meinen Klassenkameraden, die Fans von Dynamo und ZSKA waren, bereitete die Tatsache große Freude, dass Spartak der einzige große Moskauer Klub war, der jemals aus der höchsten Spielklasse geflogen war – im fernen Jahr 1976. Das bedrückte mich, obwohl ZSKA und Dynamo zu jenem Zeitpunkt am Tabellenende rumhingen, während Spartak ganz oben mitspielte. Später sollten auch die Jungs von Dynamo und ZSKA ihre Bekanntheit mit der unteren Spielklasse machen.

Damals, noch zur Schulzeit, fand ich den Namen des Trainers heraus, der meiner geliebten Mannschaft diese Schande zugefügt hatte. Diese Niete, um es nicht noch

deutlicher zu sagen, hasste ich von nun an über alles. Viele Jahre später lernte ich ihn kennen, und ich sah einen von Misserfolgen gezeichneten und gequälten Menschen, der jeden Tag dieses für ihn und die Mannschaft fürchterliche Jahr 1976 neu zu durchleben schien. Ich fühlte mich in diesem Moment so unwohl, dass ich es nicht einmal über mich brachte, mich für meinen kindlichen Groll bei ihm

4,7 Millionen Autos
gibt es heute
in Moskau. Im Jahr
2000 waren es
etwa halb so viele.
Die Folge:
endlose Staus.

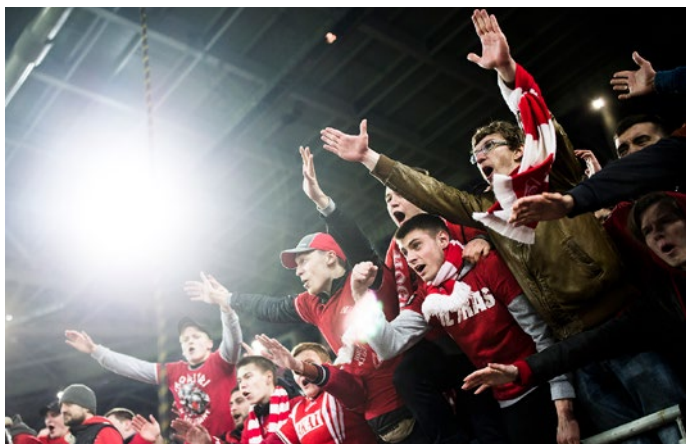
zu entschuldigen. In den Büchern las ich später, dass dieser Mensch einst ein glänzender Fußballer bei Spartak gewesen war, und an jener Katastrophe des Abstieges hatte er gar nicht so viel Schuld, wie ich das immer angenommen hatte. Er verfügte wohl einfach über zu

wenig Erfahrung als Trainer. Dennoch steht sein Name in der Ruhmeshalle des Klubs, und das ist auch richtig so.

Also, wir (das ist Spartak, also die Spieler auf dem Feld und ich auf der Tribüne, also wir) spielten in den Stadien Luschniki und Dynamo. Aber auch das nur im Sommer und im Herbst. Im Frühling spielten wir in der Halle Olympiskij, einem überdachten Spielfeld, welches für die Olympischen Sommerspiele 1980 gebaut worden war. Diesen Ort liebte ich mehr als alles andere, weil er gleich um die Ecke von meiner Wohnung lag, weil es dort warm war und man einen etwas besseren Blick als im Luschniki hatte. Viele Jahre darauf gelangte ich zufällig auf das Spielfeld und verstand, warum die Fußballer dort ungern spielten: Da bedeckte nur ein dünner Teppich die Betonplatten. Manche Spieler haben auf diesen Platten nicht nur ihre Karriere zerstört, sondern auch ihre Körper. Aber dort, in der Halle Olympiskij, wurde Spartak erstmals Meister, also erstmals in meiner persönlichen Erinnerung.

Auf den Beginn jener Saison hatten wir den ganzen Winter lang gewartet. Es gab damals kein Internet, keine Zeitungen wie in den 1990ern, die den Fußballfan mit

Informationen regelrecht zuschütteten. Es gab nur eine Sportzeitung, eine knappe Rubrik in der offiziellen Parteizeitung, und natürlich die wöchentlich erscheinende Fußball-Hockey. Die war unglaublich begehrt: 16 Seiten



nur über Sport. Das Blatt erschien sonntags, und die Leute standen ab sechs Uhr morgens in der Schlange, um ein Exemplar zu ergattern. Ich hatte Glück: Neben meinem Haus stand ein Kiosk, der sonntags um neun aufmachte.

Manchmal scheint es, als wäre das alles unwiederbringlich vorbei. Dieses Warten auf den Beginn der nächsten Saison, die fieberhafte Suche nach Informationen darüber, welche Spieler ins Team gekommen waren – und welche es verlassen hatten.

Oder Erinnerungen daran, wie wir ins Luschniki gehen, und auf den langen Rolltreppen an der Metrostation Sportiwnaja drehst du deinen Kopf und erblickst ein unendliches Meer aus Menschen.

Dann noch 15 Minuten bis zum Stadion, zwei Kontrollen, gemütliche Bänke oder später dann die ungemütlichen Sitze (man sagt, die Firma der Frau des langjährigen Bürgermeisters Jurij Luschkow – Jelena Baturina – habe sie geliefert, was Luschkows Popularität eher abträglich war). Das Spielfeld ist weit weg, aber man konnte alles sehen, zum Teil besser als heute. Man sagt, Luschniki sei für

die WM so gut umgebaut worden wie nie. Aber Spartak hat jetzt ein eigenes Stadion, sein eigenes Zuhause. Und auch dort spielt die WM. Und zur Sportiwnaja muss ich jetzt nicht mehr fahren.

Oder nehmen wir das alte Stadion von Dynamo, das nun schon seit zehn Jahren geschlossen ist: Das war kompakter und gemütlicher. Und vor allem landetest du gleich in der Stadt, wenn du raus warst aus dem Stadion. Es ist das älteste Stadion Moskaus. Und hier fanden die wichtigsten Spiele von Spartak und der Sbornaja statt – bis Luschniki gebaut wurde.

Ein Stadion an der Metrostation Wostotschnaja wird es wohl nie mehr geben. Da hat Torpedo gespielt. Es war ein sehr kleines Stadion, es grenzte direkt an die Wohnhäuser, und aus einigen Wohnungen konnte man die Spiele sehen, ohne Karten zu kaufen. Jetzt gurkt Torpedo ganz tief unten in den Fußballligen herum, und das Gelände wollen sie anderweitig bebauen. Das macht mich traurig, denn verflucht viele glückliche Momente meines Lebens sind mit diesem Ort an der Wostotschnaja verbunden, wenn wir zu Gast bei Torpedo waren.

Aber um ehrlich zu sein, ist auch das nicht fair: Wahrscheinlich haben sich nur bei mir die Empfindungen gewandelt, die der Fußball auslöst. Den Fußball gibt es ja noch immer. Und obwohl unser Stadion Otkrytije-Arena – das neue Stadion von Spartak – sehr wenig mit den Stadien meiner Jugend zu tun hat, bleibt ein Spielfeld ein Spielfeld. Der Ball, so hört man, soll etwas leichter zu spielen sein. Und Spartak bleibt Spartak.



Der Moskauer Journalist **Gleb Tscherkassow**, in den wilden Jelzin-Jahren Reporter in der Staatsduma, ist heute Politikchef der Tageszeitung Kommersant. Er beschreibt sich so: »Geboren 1972, vom Fußball erfahren 1980, Spartak-Fan seit 1980.«

Mein Russland [Moritz Gathmann]

Frankreichaustausch, Englandaustausch, Amerikaustausch. Als Jüngling aus einem Dorf an der Schwäbischen Alb, geboren 1980, steht mir die Welt offen. Aber die Menschen im Westen sind mir ähnlich. Was man isst, welche Musik man hört, die Lebenspläne. Hier mehr Hamburger, dort mehr Käse, alle nett und gastfreundlich. 1995 fuhr ich nach Sankt Petersburg. Keine schlechte Familie, aber natürlich im Plattenbau draußen in der Satellitenstadt. Komische Klamotten, starke Gerüche überall. Aufgenommen von Pawels Mutter, als wäre ich ihr eigener Sohn. Tut alles dafür, dass ich von den Härten des russischen Lebens nichts mitbekomme. Zur Rückfahrt im Zug, 40 Stunden, wird sie mir ein ganzes Huhn braten. Besuch auf dem Piskarjow-Friedhof, Hunderttausende Tote der Blockade Leningrads. Wir waren das? Kloß im Hals. Dann vier Tage Bootstour durch die Seen um Sankt Petersburg. 15 Russen, 15 Deutsche. Verwöhnte deutsche Kinder motzen über schlechtes Essen. Die Russen flicken abends die Löcher in den altersschwachen Holzbooten mit Teer, den sie über dem Lagerfeuer heiß machen. Dann werden Lieder gesungen, stundenlang. Ganz andere Lieder. Das macht neugierig. 15 Jahre später Treffen mit meiner Russischlehrerin und deutschen Schülern in Moskau. Sind die Russen anders? Nö, sagen die Schwaben. Haben auch iPhones, tragen die gleichen Klamotten, hören die gleiche Musik. Aber geile Stadt, Moskau. Doch schaut du in die Zeitung, scheint es, als wären wir uns nie fremder gewesen.

Moritz Gathmann ist freier Journalist. Geboren 1980 in Göppingen, Studium Russistik/Geschichte in Berlin, Moskau und Jerewan. Seit 2006 Osteuropa-Korrespondent, von 2008 bis 2013 in Moskau und Kaluga, ab 2013 in Berlin.



Samara



Flügel des Schicksals

[von Artjom
Masilkin]

Einmal von ganz unten nach ganz oben und wieder zurück. Samara hat mit Krylja Sowjetow einen Verein, der einem Fan einiges abverlangt und viel über das Leben in Russland erzählt.

Ich komme aus Samara und bin Fan von Krylja Sowjetow, was »Die Flügel der Räte« heißt und unmissverständlich an die alte sowjetideologische Herkunft des Klubs erinnert. Die Mannschaft hat mich über die vergangenen 13 Jahre verärgert und wütend gemacht, mich zuweilen in Richtung Selbstmord getrieben und sehr selten glücklich gemacht. Oder gar beflügelt. In einem grauen, verschlammten Frühling des Jahres 2004 nahm mich mein Vater das erste Mal mit ins Stadion Metallurg, das seine

Als Jurij Gagarin
1961 ins
Weltall flog, tat er
dies mithilfe
einer Rakete, die
in Samara
entwickelt und
gebaut wurde.

Lebensmüdigkeit nicht verbergen konnte. Ich war zwölf Jahre alt, das Stadion 47. Bis zum ersten Sex sollten mir noch vier Jahre bleiben, bis zum ersten Brandy mit Cola fünf, bis zu meiner ersten heftigen Prügelei im Hinterhof noch ein Jahr. An diesem Abend im Stadion bekam ich einige Einblicke in

diese Zukunft. Ich erfuhr aus den Sprechchören der Umstehenden, wie genau die Eltern unserer Gegner diese einst erzeugt hatten, dann begossen sie mich mit Alkohol, den sie in einer Cola-Flasche mit ins Stadion geschmuggelt hatten. Und in der 23. Minute überlistete der Kapitän von Krylja, Andrej Karjaka, den Torhüter mit einem Freistoß, und der Ellbogen eines glücklich Jubelnden brach mir die Nase.

Die Mitte der Nullerjahre war eine für Russland unglaubliche Zeit – das spürte sogar ein Kind aus der Provinz. Das Barbarentum der freien 1990er war vergangen, und das neue Regime hatte die Daumenschrauben noch nicht angezogen. Was den Fußball betraf – Geld und gute Fußballer flossen auf einmal selbst in einen mittellosen Klub wie den unseren.

Bis dahin war der Fußball in Samara so arm, dass der Verein 1992 den besten Verteidiger für einen Satz Trikots hergeben musste. Der Verein Alanija aus Wladikawkas schickte unserem Klub im Austausch für dieses Prachtexemplar von Spieler ein paar Trikots, Hosen und Stutzen.

In der Schule hielt ich in Geschichte Referate über meinen Verein, danach ging es auf den Fußballplatz. Alle Jungs – außer mir – trugen Trikots von Krylja. Die ganze Stadt war dem Team verfallen. Es gab damals keinen anderen ähnlich populären Provinzklub. Unser Stadion hatte in ganz Osteuropa die höchsten Zuschauerzahlen: Im Schnitt kamen 35.000 zu jedem Heimspiel. Für die Gästefans war ein Auswärtsspiel in Samara wie ein kleiner Urlaub: eine wunderbare, fünf Kilometer lange Uferpromenade entlang der Wolga mit Stränden, Volleyballplätzen, Fahrgeschäften und lächelnden Mädels. Und die Brauerei, die das beliebteste Bier der Russen produziert: Schiguljowskoje. Unser Volksdichter Alexander Puschkin sagte einmal: »Ein Dichter in Russland ist mehr als ein Dichter.« Von einem Spieler von Krylja, Andrej Tichonow, stammt das Zitat: »Fußball in Samara ist mehr als Fußball.« Das sagt man selbst heute noch, nach 14 Jahren.

Auch ich träumte davon, einst im Trikot von Krylja trainieren zu können. Aber im Fanshop war das gute Stück unerschwinglich teuer. Und auf dem lokalen Markt verkauften die Händler nur die Trikots irgendwelcher Stars – von Pirlo, Raúl, Zidane oder Del Piero. Aber ich brauchte ein Trikot unserer Nummer 4: Andrej Karjakin.

Mit dem Vater fuhren wir alle möglichen Geschäfte ab, in den Schaufenstern spiegelte sich unsere Altstadt. Bis heute hat das historische Zentrum von Samara eine geheimnisvolle und hypnotische Wirkung: Hinter den entzückenden neuen Gebäuden kann man ganz leicht in ein Holzhaus aus dem

Am **23. Februar 1895** hatte der spätere Schriftsteller Maxim Gorkij seinen ersten Arbeitstag in der Zeitung »Samar-skaja Gaset«.

19. Jahrhundert stolpern, das inzwischen so schief steht wie Michael Jackson im Video zu »Smooth Criminal«. Dort leben Menschen, die Gänse und Hühner züchten. Samara wirkt wie eine Stadt aus einem Cyberpunk-Comic. Hinter den glänzenden Bürohäusern verbirgt sich häufig das Vermoderte, das Staubige einer Vergangen-

heit, die niemand zu brauchen scheint und die vor unseren Augen zerfällt.

Einmal, da arbeitete ich schon als Journalist, wurde ich zu einer Pressekonferenz eingeladen, bei der es um die Weltmeisterschaft ging. Auf dem Weg dorthin unterhielt ich mich mit dem Taxifahrer. Als der Mann das Wort Mundial hörte, schrie er empört auf: »Wir in Samara brauchen keine WM! Wir werden uns nur blamieren! Alle Welt wusste schon immer, dass es in Südafrika große Armut gibt, dass in Brasilien viele Verbrechen passieren. Aber niemand weiß, dass bei uns in Samara jeden Tag Autos in Schlaglöchern stecken bleiben. Erst gestern ein KAMAZ-Lkw, und vor Kurzem – ein normales Auto. Wenn dann ein Bus mit den brasilianischen Fußballern



im Schlagloch versinkt, wird die ganze Welt über Samara Bescheid wissen.« Natürlich werden die Behörden so etwas nicht zulassen. Für die WM wurde eine Autobahn durch die Stadt gebaut, 32 Straßen und unzählige Häuser wurden modernisiert. Die Behörden gaben 42 Milliarden Rubel (595 Millionen Euro) aus. Aber Samara ist noch immer altersschwach und schön zugleich.

In der Saison 2004 erzielte Krylja das beste Ergebnis seiner Geschichte – den dritten Platz in der russischen

↑ Ein Auswärtsspiel in Samara an der Wolga ist wie ein kleiner Urlaub für die Gästefans: An der fünf Kilometer langen Uferpromenade wird auch Beachfußball gespielt.

Meisterschaft. Ansonsten ... hielten wir uns ganze 22 Jahre in der Premier-Liga – Rekord für einen Provinzklub.

Das änderte sich 2008 mit den Gouverneurswahlen. Ein Kandidat sorgte dafür, dass der Verein vom reichen Staatsunternehmen Rostechologii übernommen wurde. Wir kauften mit Leonid Sluzkij den talentiertesten jungen Trainer des Landes ein, holten die tschechische Fußballlegende Jan Koller. Samara startete durch, das alte Metallurg-Stadion wurde von den Massen überrannt. Dann kam das traditionelle Ende des Märchens: Als der Gouverneur gewählt war, kürzte er dem Verein das Budget; er hatte Krylja nur als PR-Maschine benutzt.

Seit jener Zeit taumelt der Verein in Richtung Abgrund. Zweimal stiegen wir ab, der Bankrott konnte nur durch die persönliche Intervention von Putin abgewendet werden. Die Schulden von 2008 schieben wir bis heute vor uns her. 2012 hat die Regionalregierung uns zurückgekauft, für umgerechnet 1100 Euro. Und wir kämpfen um die Rückkehr in die Premier-Liga. Wir haben ein neues Stadion, vielleicht ist das ja ein gutes Zeichen.

Zusammen mit meinem Vater habe ich übrigens mein erträumtes Trikot gefunden. Es ist eines, das ich mir leisten konnte – und es ist das peinlichste aller Fake-Trikots überhaupt. Aber ich liebe es und halte es gut verwahrt in einem Schrank.



Artjom Masilkin ist Autor und Bildredakteur bei Eurosport.ru. Zum Journalismus fand er über ein Bett. Er arbeitete im Sicherheitsdienst eines Geschäfts für Betten und schrieb nebenbei einen Blog. In Zukunft wird er als Regisseur arbeiten. Einer seiner besten Freunde ist Leo Messi, mit dem er allerdings nicht bekannt ist.



Nischnij Nowgorod



»Ryba,
Ryba, fall doch
endlich!«

[von Ildar Abusjarow]

Die 1990er in Russland waren auch im Fußball ungestüm und regellos. Ihr Symbol war der Trainer von Nischnij Nowgorod: Walerij »Bormann« Owtschinnikow.

Meine Karriere als Fußballfan begann in meinen frühen Studentenzeiten. Nach dem Zusammenbruch der Sowjetunion und dem daraus folgenden Ende der UdSSR-Liga musste auf die Schnelle eine russische Liga organisiert werden. Klubs wie Lokomotive aus Nischnij Nowgorod sahen die Chance, einmal ganz oben mitspielen zu können. Diese Chance nutzten sie.

Es war eine verrückte, ungestüme Zeit der Jugend und der Frische. Eine Zeit der absoluten Freiheit, Gesetz- und Strafflosigkeit. Die Fußballklubs gehörten Mafiosi, und

Nischnij,
»unteres«, Nowgorod
heißt die Stadt,
weil es im Nordwesten
Russlands die
weitaus ältere,
ursprüngliche Stadt
Nowgorod gibt.

von Rostow bis Wladiwostok wurden die Spiele manipuliert und gekauft, um die gewünschten Ergebnisse zu erzielen. Bis heute wird über verschiedene Arten gekaufter Spiele erzählt, von Koffern mit Geld, die in den Hotels vor den Türen der Gegner abgestellt wurden. Oder von dem Panzerwagen, mit dem die

Mannschaft aus Arsamas einen unserer Spieler abkaufte. Der Panzerwagen fuhr eine Weile lang mit seinem heulenden Motor durch die Stadt. Bis sein Motor geklaut wurde.

Diese trunken machende Atmosphäre der Freiheit und des allgemeinen Chaos prägte auch uns. Von den hinteren Plätzen in den Lesesälen der Universität wechselten wir auf die billigen Plätze ganz oben im Stadion – und machten von dort aus Zoff.

Das Stadion ähnelte dem Amphitheater der klassischen Hörsäle der Universität, die Fußballer ähnelten den trottelligen Dozenten und das Fußballfeld – nach den Worten des Trainers – einem »Startplatz für ballistische Raketen«. Man konnte Sonnenblumenkerne kauen und die Schalen auf den Boden spucken, Karten spielen und belebende Getränke aus Flaschen trinken. Zum Bier gehört in Russland immer der Fisch. Und auch den gab es.

Bei Lokomotive spielte der Stürmer Wiktor Rybakow – Spitzname »Ryba« (Fisch). Weil unsere Mannschaft weder mit Ergebnissen noch mit Effektivität glänzen konnte,

sahen Heimspiele gewöhnlich so aus: Unsere Spieler verbarrikadierten sich zu elft in der eigenen Hälfte, um kurz vor Spielende – beim Stand von 0:0 – aufs Tor des Gegners zuzurennen. Dort kam Rybakow zu Fall. Besser gesagt, er fällte sich selbst. Keine Frage, dass die nicht ganz unparteiischen Schiedsrichter einen Elfmeter gaben, den der zuvor Gefoulte selbst einlochte. Das Publikum war daran gewöhnt, und so hörte man jedes Mal gegen Spielende von den Rängen: »Ryba, Ryba, fall doch endlich!«

Im russischen Fußball der 1990er und zu Anfang der 2000er-Jahre gab es viele charismatische Persönlichkeiten. Die unangefochtene Nummer eins war unser Trainer Walerij Owtschinnikow – Spitzname »Bormann«. Mehr als zehn Jahre trainierte er den Klub und erfreute uns mit schrillen Kommentaren und extravaganter Benehmen. Allein dieser Satz: »Ich habe bestochen, ich besteche, und ich werde bestechen.« Gefolgt von: »Nur der Schiedsrichter Sergej Chusainow hat nix genommen. Ich redete auf ihn ein – aber ohne jeden Erfolg. Der wollte einfach nicht die Möglichkeiten nutzen, die er als Schiedsrichter hatte!«

Zu jenen Zeiten war Nischnij Nowgorod in aller Munde. Wir galten als dritte Hauptstadt Russlands und als fortschrittlichste Stadt überhaupt. Der Gouverneur Boris Nemzow hatte den Ruf eines modernen, jungen und demokratischen Politikers und empfing fast alle Ausländer, die in die Stadt kamen, persönlich in seinem Arbeitszimmer.

Die Stadt ist auf hohen Hügeln gebaut, den sogenannten Spechtbergen. Dazwischen fließt der Fluss Oka in die Wolga. Das eine Ufer ist hoch, das andere flach. Derartige Städte gibt es nicht viele in der Welt – und es sieht einfach schön aus. Aber zum Spazieren braucht man kräftige Beine. Um in Nischnij zu überleben, braucht man neben kräftigen Beinen auch kräftige Nerven.

Einen Kreml gibt es nicht nur in Moskau: Die Befestigungsanlage aus dem 13. Jahrhundert im Zentrum ist ein Symbol der Stadt.

Das wussten auch unsere Fußballer zu Zeiten der Fußballblüte. In der Vorbereitungsphase jagte Bormann seine Spieler bis zum Umfallen. Das Wichtigste war für ihn Kondition, und seine Kämpfer machten in den ersten Spielen der Saison alle anderen fertig. Zur Mitte der Saison holten die anderen Mannschaften auf, und unser Team fing an, schlapp zu werden.

Bormann zwang seine Spieler, mit Gewichten zu joggen und die Tschkalow-Treppe (442 Stufen) zu erklimmen. Bei einem solchen Training fragte ein Einwohner



die Sportler: »Sagt mal, Jungs, welchen Sport treibt ihr denn?« Sie antworteten: »Fußball.« Er darauf: »Echt? Ich dachte, ihr seid Gewichtheber. Ich hab euch ja noch nie mit 'nem Ball gesehen.«

Über Disziplinprobleme bei seinen Spielern sagte Bormann: »Es bringt nichts, einem Spieler den Lohn wegzunehmen – davon wird er nur böse. Wenn ich mitbekommen habe, dass sich einer danebenbenommen hat, hab ich ihn am nächsten Tag im Training so fertiggemacht, dass er sich die Seele aus dem Leib gekotzt hat. Es ist am wichtigsten, diese Pest rechtzeitig aus dem Organismus rauszubekommen. Den Fußballern sag ich: Wenn die Saison vorbei ist, nehmt euch einen Waschzuber, schüt-

↑ Das Fußballfeld im alten Stadion von Nischnij Nowgorod ähnelte einem Startplatz für ballistische Raketen. Ganz anders das neue Stadion – gebaut für die WM 2018, hier bei einem ersten Testspiel.

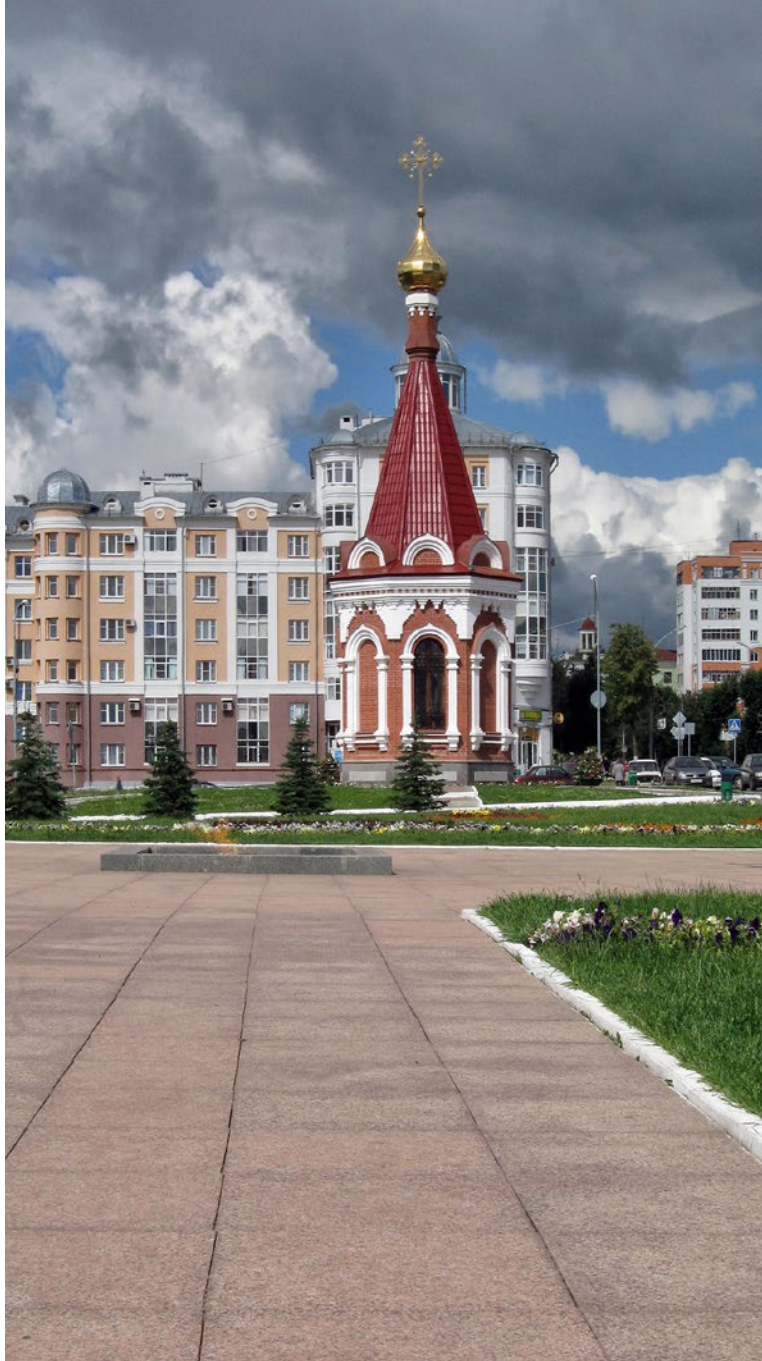
tet eine ganze Kiste Wodka rein, geht in die Hocke und schleckt alles aus bis auf den letzten Tropfen. Macht im Urlaub, was ihr wollt. Aber ich hatte nie Angst davor, einen Spieler ins Team zu nehmen, der den Ruf hatte, gegen die Regeln zu verstoßen.«

Einen Ball gab Bormann den Spielern nicht. Dafür traf man ihn immer leicht angetrunken und mit einer Zigarette an. Er liebte raue Schimpfwörter, die er nach jedem Wort einfügte.

Bormann ist der Inbegriff der Stadt in ihren goldenen Jahren, einer Stadt, die offen ist für alle Winde, in der man frei spazieren und trinken und sagen darf, was einem in den Kopf kommt. In der man jedem Vorgesetzten ein LMAA an den Kopf werfen kann, darunter auch dem Gouverneur, der einst ernsthaft forderte, ein Spiel zu stoppen und von vorne anzufangen, weil er zu spät gekommen war. Damals holte der Trainer mit Vergnügen aus der Tasche seiner weiten Hosen ebenjene vier Buchstaben, die er für derartige Fälle parat hatte.



Ildar Abusjarow, Tatare und heute zu Hause in Kasan, ist ein ferner Nachfahre von Dschingis Khan. Mehr als alles auf der Welt liebt er Fußball und Literatur – und versucht, den Blick der Literatur nach Osten zu lenken. Zuletzt von ihm auf Deutsch erschienen: »Trolleybus nach Osten«.



Saransk



Stadt ohne Fußball

[von Jewgenij Markow]

Saransk ist eine saubere und angenehme Stadt. Warum sie aber Austragungsort der Weltmeisterschaft wurde? Vielleicht wegen des bekanntesten Fans in Russland.

Saransk ist zweifelsohne der seltsamste Austragungsort dieser Weltmeisterschaft. Alle Einwohner der Stadt lassen sich in dreieinhalb durchschnittliche Olympiastadien packen. Für die Maßstäbe unserer Provinzstadt haben wir ein gewaltiges Stadion bekommen. Zudem geriet der Bau ungeheuer teuer, wenn man die Stadien des ganzen Planeten als Richtschnur nimmt. Und das alles für einen Klub aus dem Sumpf der zweiten russischen Liga. Dort wühlen sich die Fußballer üblicherweise durch den Dreck, was von ein paar Hundert Fans verfolgt wird. Wer aus diesem Sumpf rauskommen will, braucht einen echt reichen Sponsor oder ein Wunder. Mit anderen Worten: Man braucht Putin.

Der einzige Faktor, der Saransk zum Vorteil gereicht, ist seine Authentizität. Nach den Metropolen Moskau und Petersburg, den Millionenstädten Samara und Jekaterin-



burg oder Sotschi am Meer kann man hier noch ein anderes Russland erleben: das übersichtliche, gemütliche und traditionelle.

Saransk ist die kleinste Stadt der Weltmeisterschaft. Im Winter möchte man hier sterben vor lauter Dumpfheit; im Frühling und Sommer, wenn es grüner wird, ist das Leben sogar erträglich. In den Bäckereien werden

Brötchen mit gezuckerter Kondensmilch für 25 Rubel (35 Cent) das Stück verkauft. Die zentralen Orte für die Freizeitgestaltung sind das einzige McDonalds und eine Shoppingmall, die ein Kino hat. Im Puschkin-Park hat sich seit den Tagen der UdSSR nichts verändert. Es gibt einen kleinen Zoo, prähistorische Fahrgeschäfte, sehr angenehme Musik aus krächzenden Lautsprechern, Bänke und Wege, ältere Paare schwingen das Tanzbein. Alles sauber, einfach schön.

Wenn man das wilde und ungefilterte Russland noch nie gesehen hat, wird einem Saransk gefallen. Außerdem haben sich hier zwei Völker vermischt – die Russen und die Mordwinen. Deswegen sind die Straßennamen in zwei Sprachen geschrieben – in Russisch und in Mordwinisch, was nichts mit dem Slawischen zu tun hat, sondern dem Finnischen oder Estnischen ähnlich ist. Die Restaurants sind mit mordwinischen Ornamenten geschmückt. Dort kann man Gerichte bestellen, die Bärenatze heißen.

110 Treffer

gelangen Witali Nitulkin in den Jahren 1989 und 1990 für den FK Elektrotechnika Saransk.

Gibt es irgendein einleuchtendes Argument dafür, dass man Saransk zu einem Austragungsort der WM gemacht hat? Sicher nicht. Selbst den Fußballverrückten in Krasnodar hat man das Turnier vorenthalten. Dabei hat Sergej Galizkij, der Besitzer des dortigen Fußballvereins (der sogar recht erfolgreich in der Premjer-Liga spielt), der Stadt ein Fußballstadion gebaut, welches zu den besten Arenen in Russland zählt – auf eigene Kosten. Krasnodar hätte Fußball von Weltrang verdient gehabt, und der Staat hätte auch keine Hunderte Millionen für ein neues Stadion verschwenden müssen. Aber das Haushaltsgeld ging eben nach Saransk, zusammen mit der Nationalmannschaft von Panama.

Das Stadion Mordowija Arena hat man für vier Spiele gebaut. Für vier Spiele. Ach, und es sind sogar noch Tickets erhältlich. Und »danach wird man das Stadion den Amateuren übergeben«, witzeln die Fans des lokalen Klubs

Mordowija. Seit 2015 hat dieser Verein keinen Sponsor mehr; Schulden hat er auch, seit er in der Premier-Liga scheiterte und daraufhin auch aus der zweiten russischen Spielklasse flog. Aktuell spielt Mordowija in einem sehr atmosphärischen Stadion, das sich »Start« nennt und Platz für 10.000 Zuschauer bietet, das bei Heimspielen aber noch nicht mal zu einem Drittel gefüllt ist. Von dem

Der Fuchs –
das Wappentier
der Stadt,
das als Symbol des
Verstandes und
des Unternehmers
gilt.

Fußball, der mit staatlichen Geldern (die nie reichen) finanziert wird, haben wirklich alle furchtbar die Nase voll. Deswegen kommt einem die Übersiedlung des unterklassigen Vereins Mordowija in ein Raumstation-großes Stadion so vor, als würde man jemandem

ein iPhone schenken, der nichts zu essen hat. Klar, das Ding ist schön und teuer – aber wozu das alles?

Bis hierhin ist, denke ich, klar geworden, dass Saransk keine Stadt ist, die für den Fußball lebt. Dennoch lebt in dieser Stadt der bekannteste Fan des Landes. Er heißt Wiktor Wanjagin, genannt Witek. Man sieht ihn seit vielen Jahren bei den Spielen von Mordowija – ein älterer Mann ohne Trikot, der 90 Minuten lang pfeift, flucht, schimpft und dem ramponierten Rasen diese legendären Worte entgegen schreit: »Welikaja Mordowija, welikaja Mordwa!« Das große Mordowija, das große Mordwa! Mit diesem Slogan wird Saransk und die Region Mordowija seit ein paar Jahren verherrlicht. Denn bis heute weiß man in Russland über die Republik nur, dass es viele Gefängnisse gibt und dass Gérard Depardieu dort seinen Wohnort angemeldet hat, nachdem man dem Schauspieler die russische Staatsbürgerschaft geschenkt hatte.

Ein Sportsender versuchte einst, Witek aus dem Weg zu räumen. Seine lauten Wehklagen, so der Vorwurf, beeinträchtigten die Arbeit der Kommentatoren. Aber das gelang nicht. Denn für den bekannten Fan setzte sich nicht nur der Klub ein, sondern auch die Fans und der Trainer der Mannschaft. Witek, 68, wohnt am Rande

von Saransk in einem der typischen Mehrfamilienhäuser, die man in Russland »Ameisenbau« nennt. Er hat eine kleine Wohnung, lebt von seiner bescheidenen Rente. Früher hat er als Packer in einer Kartonfabrik gearbeitet. Er schläft auf einer Matratze. Im Winter dichtet er die zügigen Fenster mit Papier und anderen Dingen ab. Seine Frau starb vor einem Jahr. Witek und seine beiden Zwillingssöhne werden abwechselnd in die Psychiatrie eingewiesen. Ein Sohn, Wladislaw, fällt immer mal wieder die Nachbarn an. Eine Nachbarin erzählte, dass sie ihm mit einem Schuhanzieher ins Gesicht geschlagen hat. Witek lebt immer noch in diesem Haus in der Straße der Pioniere, er kocht sich Pelmeni und sorgt sich, wenn der Winter kommt. Das einzige Hobby, das er hat, ist Mordowija. Er liebt den Fußball. Und er ist es, der sich die Weltmeisterschaft in Saransk verdient hat.



Jewgenij Markow war zu schlecht im Fußball. Also wollte er schon von klein auf Sportjournalist werden. Heute arbeitet er als Sportkorrespondent für Sports.ru und gilt als einer der besten Experten für den spanischen Fußball.



Kasan



5

Des Trainers wilde Horde

[von Ildar Abusjajrow]

Kurban Berdijew ist ein Fußballfuchs, der in der Hauptstadt der Republik Tatarstan wie kaum ein anderer verehrt wird.

In Kasan ist man davon überzeugt, dass die Sbornaja nur eine einzige Chance hatte, um ein annehmbares Turnierresultat zu erzielen (welches darin bestanden hätte, dass die Fans nach der WM die Spieler der Sbornaja nicht anspucken würden): Dazu hätte man schon vor einem Jahr

1552 eroberte Iwan der Schreckliche die Stadt Kasan – und setzte damit dem letzten Nachfolgestaat der Goldenen Horde ein Ende.

den Trainer von Rubin Kasan zum Coach der Nationalmannschaft machen müssen. Ihm wäre es in dieser Zeit zweifelsohne gelungen, eine ordentliche Abwehrstrategie zu entwerfen. Kurzum: Er hätte vor dem eigenen Tor einfach einen Bus geparkt. Im Angriff hätten sich

die Stürmer schon was einfallen lassen. Mit dieser Taktik hatte Rubin einst den FC Barcelona im Camp Nou und Atlético Madrid im Estadio Vicente Calderón besiegt. Und mit den gleichen Spielern besiegte Kurban Berdijew später auch die Münchner Bayern.

Was die Busse angeht: Die sind in Kasan rot, und die O-Busse sind grün – macht zusammen die Farben der Republik. Zur Erklärung: Tatarstan ist eine Republik und Teil der Russischen Föderation, ein Überrest des mächtigen Nomadenstaates, der sogenannten Goldenen Horde. Kasan ist der rechtmäßige Erbe der Goldenen Horde, und die Tataren sehen sich als staatsbildendes Volk, ohne das es das heutige Russland in seinen heutigen Grenzen und mit seiner heutigen Kultur nicht geben würde. Kasan hat sich zur inoffiziellen »dritten Hauptstadt Russlands« erklärt und sich diesen Namen sogar patentieren lassen. Um diesem Status gerecht zu werden, hat man einiges getan. Die Stadt beeindruckt die Touristen heute mit ihren grandiosen Moscheen und Kirchen, mit Parks und Uferstraßen, mit Kulturpalästen und Stadien. Nach Moskau und Sankt Petersburg wurde Kasan zur meistbesuchten Stadt Russlands.

Der Überzeugung folgend, dass man Moskau in nichts nachsteht, gaben die Machthaber die Devise aus,

überall die Ersten zu sein – Sport inklusive. Kasan wurde zur »Stadt der Sieger« ausgerufen, als im Jahr 2009 praktisch alle lokalen Profimannschaften die Landesmeisterschaft gewannen: im Fußball Rubin, im Eishockey Ak Bars und im Volleyball Zenit. Das Basketballteam UNICS holte den Landespokal. Rubin holte als einzige



Mannschaft aus der Provinz zweimal in Folge den Titel und sicherte sich den russischen Pokal und den Supercup Russlands – und das angesichts der krassen Zentralisierung und Moskaus Autoritarismus, der auch den Sport bestimmt. Das wird so bald niemand wiederholen können – und im allmächtigen Zentrum des Landes war man darüber natürlich stinksauer.

Um ehrlich zu sein: Russland ist nur auf dem Papier eine Föderation. In Wirklichkeit ist es ein Einheitsstaat. Im Unterschied zu Deutschland haben die Regionen praktisch keine Macht. Die Gouverneure werden de facto von Putin persönlich ernannt, und 70 Prozent der Gelder, die in den Regionen erwirtschaftet werden, gehen als Steuern nach Moskau.

Kasan bedeutet auf Tatarisch »Kessel«. Die Stadt ist tatsächlich ein Kessel, in dem verschiedene Völker verschmolzen sind.

Rubins Sieg war unter diesen Bedingungen eine Heldentat oder ein Wunder. Wenn ich Berdijew in seinem abgewetzten Jackett und mit seiner Gebetskette zwischen den Fingern auf die Trainerbank kommen sehe, dann glaube ich eher an das Wunder. Berdijew ist überzeugter Muslim, und vor jedem Spiel versucht er, in die Moschee zu gehen und dort zu beten.

In Kasan verehrt man ihn. Ich lebe schon fast mein ganzes Leben in der russischen Provinz und weiß, wie schwer es für eine Provinzstadt ist, unter den bestehenden Bedingungen Erfolg zu haben: Das Geld, die Macht, schöpferische und menschliche Ressourcen sind in Mos-

Knapp die Hälfte

der Bewohner
sind Tataren, ebenso
viele Russen.

kau und Sankt Petersburg konzentriert, Präsident Putin und Premierminister Medwedjew sind Fans von Zenit Petersburg, und Gazprom ist auch noch Sponsor der Mannschaft. Und

dieser Klub kann es sich leisten, die wichtigsten Spieler der Konkurrenten mit Geld oder durch »administrative Ressourcen« zu sich zu holen und sie dann auf die Bank zu setzen. So werden die Konkurrenten geschwächt.

Aber in jedem rigide organisierten System gibt es Lücken. Und Rubins Trainer Berdijew nutzt genau diese Lücken. Als hätte er sich an seine tatarischen Wurzeln erinnert, hat er eine regelrechte Nomadensippe formiert. Wenn er die Mannschaft verlässt, nimmt er alle Trainer inklusive des ärztlichen Personals und alle Schlüsselspieler mit, die sich weigern, unter jemand anderem als Berdijew zu spielen.

Die Journalisten des Landes nennen Berdijews Mannschaft »Tatarenhorde« oder »Nomadenbande«. Diese wendet die Taktik der Goldenen Horde an: Man lockt den Gegner in die Falle und führt Überraschungsangriffe durch – bis zur völligen Zerstörung. Und im Internet witzelt man darüber, dass César Navas, Sardar Azmoun und Christian Noboa uneheliche Söhne von Berdijew seien. Denn im Orient führen die Kinder widerspruchslos die Befehle der Väter aus und folgen ihnen blind.

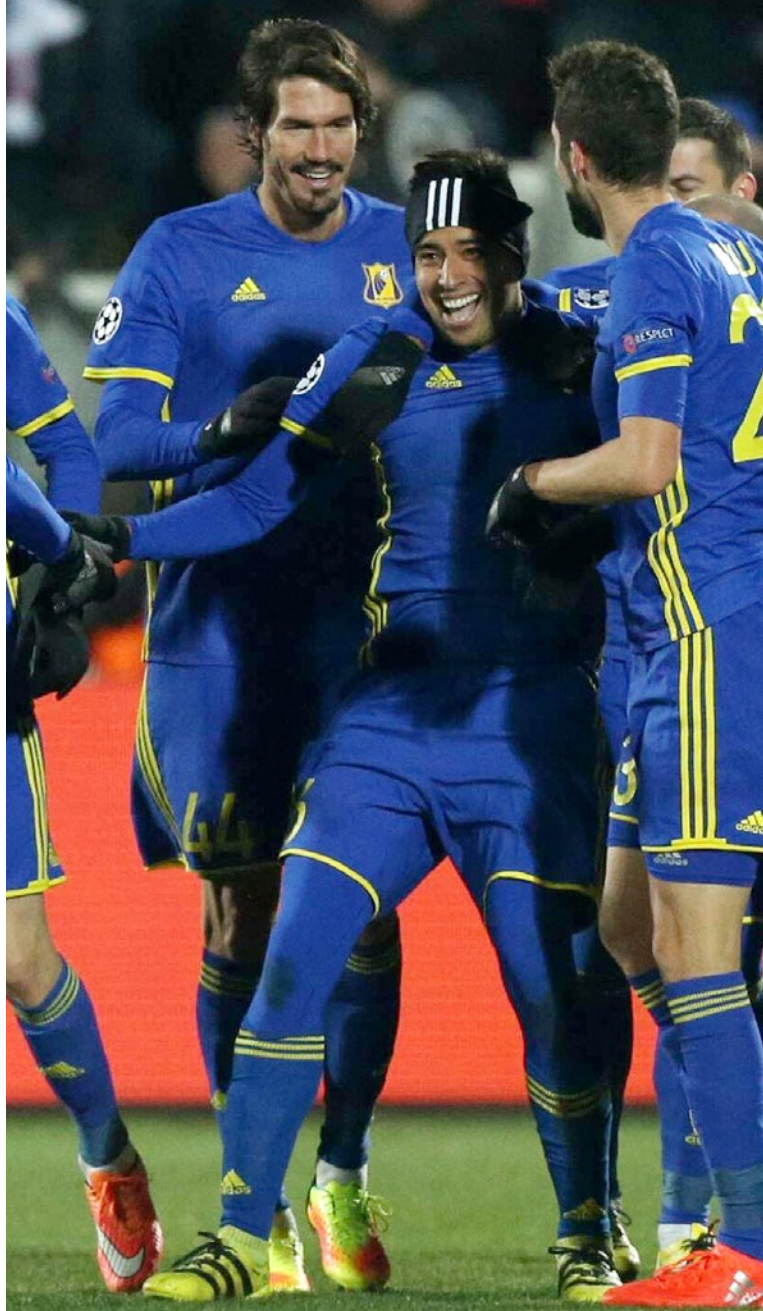
Dass Berdijew ein Genie ist, zweifelt in Russland niemand an. Und außerhalb Russlands? Viel wurde über Guardiola geschrieben. Mit Barcelona oder Bayern können viele Meister werden. Aber probiert es doch mal mit West Bromwich! Ich glaube, weder Guardiola noch Mourinho würden sich jemals für so ein Experiment hergeben, um nicht ihren Ruf zu ruinieren. Berdijew dagegen nahm Rubin unter seine Fittiche, als dieser in der zweiten Spielklasse festhing; er stieg auf und holte im nächsten Jahr den dritten Platz in der Premjer-Liga.

Alle sogenannten Top-Trainer wählen gewöhnlich nur die Top-Teams, die über ein dickes Budget verfügen. Aber such dir doch mal einen kleinen, völlig unbekannten Klub auf dem letzten Platz der Liga aus, der nicht nur kein Geld, sondern auch riesige Schulden angehäuft hat. Und bring den dann in die Champions League, so wie es Berdijew mit Rostow am Don gemacht hat! Gut, zugegeben: Im Fall von Rubin Kasan war es anders. 2009 näherte sich das Budget des Klubs durch die Öl- und Gaseinnahmen unserer Republik langsam jenen der Moskauer Vereine.

Kurban Berdijew hat jedenfalls bewiesen, dass er mit jedem Material arbeiten kann, ob mit Holz oder mit Feuer. Wäre er an der Spitze der Sbornaja, dann müssten wir uns für sie wenigstens nicht so schämen.



Ildar Abusjarow ist Schriftsteller und Journalist. Er wurde bekannt mit einem Skandalroman über islamistische Terroristen namens »Chusch« und mit seinen Reportagen aus Krisengebieten. Auf der Basis seiner Reportagen entstand sein Roman »Mutabor« über die »farbigen Revolutionen« in der arabischen Welt. Abusjarow wuchs in Nischnij Nowgorod auf, in letzter Zeit wohnt er jedoch in einer Stadt, die politisch bedeutender ist für das Land: Kasan.



Rostow am Don



Einmal ein Glückspilz sein

[von Aleksandr Mitrofanow]

Im Süden Russlands liegt die Stadt Rostow am Don, das »Tor zum Kaukasus«. 2016 vollbrachte ihr Fußballverein eine Heldentat, welche die ganze Stadt im Freudentaumel versinken ließ.

Wenn jemand eine Statistik »Die glücklichste Stadt der Welt« führen würde, dann hätte meine Stadt Rostow am Don am 23. November 2016 ganz sicher den ersten Platz belegt. Die Stadt, die ohnehin den Fußball lebt, aber viele Jahre weder große Siege noch ein Spiel auf europäischem Niveau erlebt hatte, wurde vom Glück überschwemmt: Unser ansonsten eher bescheidener Klub machte mit seinem Sieg gegen die ruhmreichen Bayern in der Champions League europaweit von sich reden.

Weder die teuren Tickets noch das frostige Wetter, nicht einmal die Tatsache, dass der nächste Tag ein Arbeitstag war (das hat einen Russen noch nie von einer guten Feier abgehalten), konnten die Aufregung um das historische Ereignis eindämmen. Wie denn auch: So eine Topmannschaft hatte Rostow zum letzten Mal 1999 gesehen, als Juventus Turin auf einen Kurzbesuch im Süden Russlands vorbeischaute. Die Tickets waren sofort ausverkauft, und die Fans übten sich im positiven Denken: In der Hoffnung auf ein Wunder glaubten sie an den Sieg.

Als der große FC Bayern schließlich in Rostow ankam, versammelten sich ganze Armeen von Fans am Flughafen und im Stadion, um Ribéry, Hummels, Lewandowski und die anderen Stars zu empfangen, die man vorher nur im Fernsehen gesehen hatte.

Neun lange Jahre hatte Rostow auf dieses Ereignis hingearbeitet. Im Herbst 2007 konnten die Rostower von den Bayern und der übrigen Fußballelite nur träumen. Damals verabschiedete sich Rostow in die zweite russische Liga. Ein Jahr später kehrte man zwar wieder in die Premjer-Liga zurück und die Fans blieben dem Klub treu. Trotzdem spielte der Verein viele Jahre lang einen sehr mittelmäßigen Fußball. Man hing im unteren Teil der Tabelle fest, kämpfte ums Überleben und hatte überhaupt keine Zeit, an Höheres zu denken.

Gleichzeitig geriet Rostow ständig in irgendwelche Skandale: Mal beschuldigte man uns, Spiele gekauft zu haben, mal machte der Trainer rassistische Witze, mal entdeckte man bei einem der Klubbesitzer eine irre teure Villa

auf Ibiza. Aber wenn Sie nun denken, dass das irgendwelche Auswirkungen auf die Liebe der Rostower zu ihrer Mannschaft und zum Fußball gehabt hätte, dann irren Sie sich.

Was ist das Geheimnis? Der FK Rostow, der 1930 als Traktor Rostow gegründet wurde und danach mal Torpedo oder Rostselmasch hieß, ist und bleibt der offenste Klub der Premjer-Liga. Bis vor Kurzem, als wir noch nicht durch den russischen Pokalsieg und die Vizemeisterschaft auf uns aufmerksam gemacht hatten, war praktisch jedes Training für die Fans zugänglich. Sie schau-



ten gerne am Trainingsgelände für ein Selfie mit einem Spieler oder ein Autogramm vorbei. Haben Sie jemals davon gehört, dass ein Spieler von einem Fan Bulleneier geschenkt bekommt und sich darüber auch noch freut? Artjom Dsjuba wurden die einst von einem Fan überreicht – für einen Sieg über Krasnodar. Deren Spitzname: Bullen.

Die Stars der Mannschaft konnte man in der Stadt treffen – bei einem Spaziergang mit Frau und Kinderwagen. Sie waren immer nahe dran an den Fans, kamen auch nach schlechten Spielen an den Spielfeldrand, diskutierten mit uns in den sozialen Netzwerken und tauchten auch mal im Fanblock auf. Das ist der Grund, warum die Fans die Mannschaft ungeachtet der Skandale und der

schlechten Leistung verehrten und jede Woche ins Stadion kamen, als wäre es das erste Mal.

Das Stadion von Rostow, das ehrwürdige Olimp-2, ist alt und bereit für die Pension. Gleichzeitig atmet es aber den Geist des Zusammenhalts. Es gibt keine verglasten VIP-Logen. Im Stadion sind alle gleich, alle haben

Weit über
40.000 Einwohner
(insgesamt
1,2 Millionen) der
Stadt sind Armenier,
deren Vorfahren
im 18. Jahrhundert
von Katharina der
Großen hierher
umgesiedelt wurden.

ein gemeinsames Ziel und den Wunsch zu siegen. Ich erinnere mich daran, wie ein in die Jahre gekommener Fan zum Spaß den Gegner einer Schwalbe bezichtigte und damit den Kapitän unserer Mannschaft zum Lachen brachte, der wegen einer Sperre nicht spielen durfte und drei Reihen vor uns saß. Das sind typische Geschichten für unser Stadion. Und es ist schade,

dass diese Atmosphäre mit dem Umzug in das moderne Stadion für 45.000 Zuschauer, das für fünf Spiele der WM-2018 gebaut wurde, endgültig in die Geschichte eingegangen ist.

Als das Spiel Rostow gegen Bayern zu Ende war, kam ein Mitarbeiter der Mannschaft aus München, mit dem ich eng befreundet war, ungeachtet der Niederlage seines Teams und der beißenden Kälte, auf mich zu, zog seinen Handschuh aus und gab mir die Hand. Er sagte: »Das ist Geschichte, Kollege.« Das Selfie, das wir danach vor dem Anzeigeschild machten, halte ich bis heute in Ehren. Auch ich war an jenem Tag der glücklichste Mensch der Welt.



Aleksandr Mitrofanow ist ein Glückspilz. Denn die größte Leidenschaft seines Lebens, der Fußball, ist aus einem Hobby zum Beruf geworden. Er sitzt am Newsticker bei [Sports.ru](https://www.sports.ru), macht Videos und Statistiken. Fast jeden Wochenendtag verbringt er in einem anderen Stadion, was aber auch sehr stressig sein kann.

Mein Russland [Ingo Schulze]

»Du solltest nicht mal deinen Feinden wünschen, in interessanten Zeiten zu leben.« Russland – wie eigentlich alle Völker, die zur Sowjetunion gehörten – war und ist reich an interessanten Zeiten. Deshalb muss, wer nach Russland reist, in aller Regel Ängste überwinden, kein anderes Land scheint Projektionen des Schreckens so auf sich zu ziehen wie Russland. Geboren in der DDR, gab es praktisch keine Möglichkeit, nicht in der Nähe sowjetischer Kasernen aufzuwachsen. Den Geruch des Diesels, den die Militärfahrzeuge verbreiteten, hatte ich schon vergessen, als ich 1992 zum Arbeiten nach Sankt Petersburg kam. Ich kannte nur das sowjetische Leningrad, das 1989 offener und freier war als alles, was ich bis dahin kennengelernt hatte. In den Ohren noch die Warnungen vor Mafia und Kriminalität, überfiel mich plötzlich der Dieselgeruch meiner Kindheit und Jugend und mit ihm ein Alltagsleben, in dem ich das Hundert- bis Zweihundertfache von dem verdiente, was Einheimische erhielten. Zudem kam ich aus dem Land, das für den qualvollen Tod von über einer Million Einwohner Leningrads während der Blockade im Zweiten Weltkrieg verantwortlich war. Merkwürdigerweise hat man mich das nie spüren lassen. Für mich grenzt das nach wie vor an ein Wunder.

»Eigentlich hat mich Sankt Petersburg 1993 zum Schriftsteller werden lassen. Vieles war mir als Ostler vertraut, vieles vollkommen fremd, alle Gegensätze lagen dicht nebeneinander, alle Widersprüche eines Systemwechsels traten überdeutlich zutage.« Ingo Schulze reiste seit 1981 sehr oft in die Sowjetunion bzw. nach Russland; die Erzählungen seines ersten Buches »33 Augenblicke des Glücks« sind im Umfeld von Sankt Petersburg angesiedelt.



Wolgograd



Als Manchester in der Wolga ersoff

[von Tima Sagorskij]

In den 1990ern war Rotor Wolgograd der zweitwichtigste Klub Russlands. Geblieben ist die Hoffnung, bald wieder an die großen Zeiten anschließen zu können.

Wer sich in meiner Heimatstadt für Fußball entscheidet, weiß, dass er es im Leben leichter haben könnte. Im Sommer brennt die Sonne über der Steppe und über der Stadt, die sich über 60 Kilometer an der Wolga entlangzieht. Selbst der Wind von der Wolga, an deren sandigen Ufern die Menschen braten, ist warm wie ein Föhn. 50 Grad sind keine Seltenheit.

Auch unser Verein ist ein Abbild der Idee, sich gegen die Widrigkeiten des Lebens und der Umstände durchsetzen zu müssen – was in der Geschichte mal besser, mal schlechter

50 Kilometer

zieht sich die Prodolnaja durch die Stadt und ist damit die längste innerstädtische Straße Russlands.

gelang. Rotor Wolgograd ist so etwas wie das russische Dynamo Dresden – ein großer Verein mit Geschichte und einer immer noch riesigen Fanszene. Ein Verein, der zur Zeit der UdSSR allerdings nie die himmlischen Höhen erreichte. Die Blau-Hellblauen spielten fast immer in der

zweiten oder dritten Liga. Dann gelangte Michail Gorbatschow an die Spitze des Staates, und es begann ein wunderbarer Aufstieg, der im Rückblick wie ein Märchen wirkt.

In Wolgograd ist Fußball seit Anfang des 20. Jahrhunderts bekannt. Damals benutzte man auf Russisch das Wort Mjatschegonstwo, was man als »Jagd nach dem Ball« übersetzen kann. Bereits um das Jahr 1910 gab es 20 Bewohner von Zarizyn (so der ursprüngliche Name der Stadt an der Wolga, die 1925 zu Ehren des Georgiers Josef Dschugaschwili in Stalingrad umgetauft wurde), die regelmäßig Fußball spielten. Richtige Bälle gab es nicht. Bälle wurden aus dem genäht, was man zur Verfügung hatte: aus Schweine- oder Büffelhaut. Als Tore nahm man Steine, Mützen und Jacken, anstatt von Fußballschuhen zwei Kilo schwere Militärstiefel, in denen die Soldaten des Zarenreiches Patrouille liefen.

Erst Perestroika und Glasnost setzten Mitte der 1980er eine Dynamik in Gang, die dem Fußball in Wolgograd auf die Sprünge half. Bei Rotor gründeten sich

die ersten Fangruppen; endlich hatte man mehr Freiheit, zu Auswärtsspielen zu fahren. Ende der 1980er entwickelte sich aus irgendeinem Grund SKA Rostow zum großen Rivalen von Rotor, wahrscheinlich weil Wolgograd seit Urzeiten um die Vorherrschaft in Russlands Süden kämpft.

In den 1980ern war Rotor ein paarmal zum »Take-off« bereit. Aber an irgendwas mangelte es immer: mal an Geld, mal an Glück. Einmal kämpfte die Mannschaft mit Spartak aus Kostroma um den Aufstieg in die erste Liga: Trotz des tiefsten Nebels, selbst die Tore waren nicht zu sehen, wollten die Schiedsrichter das Spiel nicht verschie-



ben. Die Fans, die ebenfalls wenig sahen, übertrugen das Spielgeschehen per Flüsterpost von Reihe zu Reihe, was zur Folge hatte, dass sich der Torjubel verzögerte, dafür aber länger durch das vernebelte Stadion hallte. Rotor verlor das Aufstiegsspiel. Aber diese Rohrpost im Nebel war der Startschuss für eine gigantische Fanszene, die den Klub zu einem der populärsten im Land machen sollte. Der Aufstieg in die oberste Spielklasse gelang 1989 – dank eines Stürmertrios, das zur treffsichersten Bande werden sollte. In dieser Zeit kamen durchschnittlich 40.000 Zuschauer zu jedem Heimspiel, eine für damalige Zeiten gewaltige Masse.

Der steile Aufstieg von Rotor begann aber erst in den 1990ern: Dynamo Kiew, Ararat Jerewan und Žalgiris Vilnius schlossen sich ihren nationalen Ligen an, Rotor konnte sich mit einem soliden finanziellen Fundament ausstatten. Bis zum Beginn der 2000er schwang sich der Verein hinter Spartak Moskau zum zweitwichtigsten Klub der Russischen Föderation auf. Diejenigen, die nicht einen Hauptstadtclub unterstützen wollten, entschieden sich für Rotor als Alternative. Auch weil die Mannschaft häufig eine spektakuläre Show ablieferte. Es kam vor, dass man nach 30 Minuten bereits 0:3 zurücklag und dann in der zweiten Hälfte noch sieben Tore schoss – dank des besagten Sturmtrios Jessipow – Weretennikow – Niederhaus.

Traktorbauer

nannte sich der
Gründungsverein des
späteren Klubs
Rotor Wolgograd
im Jahr 1929.

Bis zum Abstieg aus der russischen Premjer-Liga im November 2004 erlebte der Verein ein Jahrzehnt des Wahnsinns. Im September 1995 schaltete Rotor sogar Manchester United in der zweiten Runde des UEFA-Pokals aus, mit einem legendären

2:2 beim Rückspiel in Old Trafford (das Heimspiel war 0:0 ausgegangen). Man erzählt sich noch heute von diesem epochalen Sieg, den die Einwohner von Wolgograd erst am Morgen des 27. September realisierten, als das Ergebnis im Radio verkündet wurde. Einen Tag später wurde das Spiel im lokalen Fernsehen wiederholt; die ganze Stadt stand still, sogar die Wolga soll damals ihren über Jahrtausende währenden Fluss eingestellt haben. Dieser Erfolg bescherte der Fankultur sogar einen eigenen Fangesang (der sich im Original natürlich reimt): »Wer hat gesagt, dass Rotor am Arsch ist? Rotor ist der beste Klub Europas!« Zwei Jahre später, im November 1997, verlor Rotor ein Heimspiel gegen Spartak und damit die russische Meisterschaft, die zum Greifen nahe gewesen war.

Dann begann der Abstieg. Der Grund dafür: Fußball wird nicht als Geschäft verstanden, lediglich als Visitenkarte für die Region. Entsprechend schlecht sind viele Vereine geführt. Wenn ein Gouverneur einen Verein liebt,

kann der sich positiv entwickeln. Denn viele Vereine werden aus dem Haushalt der Gebietsregierung finanziert. Als in Wolgograd ein neuer Gouverneur gewählt wurde, der mehr der Leichtathletik zugetan war, kam Rotor nicht mehr auf die Beine. Das Budget wurde immer weiter gekürzt. Gleichzeitig gab Wladimir Gorjunow, der extravagante Vereinspräsident, die stolze Lösung aus: »Auf den Trikots von Rotor wird immer nur Rotor stehen.« Dass das der Sponsorensuche nicht zuträglich war, versteht sich von selbst.

Seit jener Zeit balancierte der einst große Verein häufig am Rande des Abgrunds, stieg bis in die vierte Liga ab, schaffte es wieder in die dritte Spielklasse, dann in die zweite. Dort stellte sich heraus, dass der Verein pleite war. Rotor wurde aufgelöst, dann unter demselben Namen wieder gegründet. Das war 2015. Die Fans sind dem Verein trotz aller Skandale treu geblieben. Das alte Zentralstadion, das dem WM-Neubau weichen musste, besuchten auch in den unteren Ligen nicht selten 10.000 bis 12.000 Zuschauer. Mittlerweile spielt der Verein in der zweithöchsten Liga des Landes – und viele träumen schon wieder von der Rückkehr der großen Fußballzeiten an die Wolga.

Mehr als
**eine Million
Menschen** starben
in der Schlacht
von Stalingrad,
90 Prozent der
Wohnhäuser
wurden zerstört.



Tima Sagorskij hat in grauer Vorzeit Fußball gespielt. Dann hat er beschlossen, nur noch seinem Gewissen und seinen Träumen zu folgen. Er arbeitet als Autor für Sports.ru und Eurosport.ru und hofft, dass die WM Wolgograd normale Straßen bescheren wird.



Kaliningrad



Das Spiel der Randlage

[von Maximilian Alfimow]

Kaliningrad ist der westlichste Austragungsort der WM – abgetrennt vom russischen Festland sucht die Stadt ihren eigenen Weg, der kein leichter ist.

Wenn der salzige Ostseewind über den Platz fegte, wenn die Stimmung aufkochte, konnte man ihn manchmal noch hören im alten Baltika-Stadion, wo in den 1920ern auch der Königsberger STV spielte. Den berühmten Ruf der Fans meines Heimatvereins FK Baltika Kaliningrad: »Prusskije, wperjod!« (Preußen, nach vorne!) Dieser Gesang, der in ironischer Analogie zu dem bekannten

Für ein
Auswärtsspiel
gegen den
Luch-Energija
Wladiwostok muss
der FK Baltika
10.000 Kilometer
zurücklegen
(in EINE Richtung!).

»Russkije, wperjod!« (Russen, nach vorne!) entstand, ist das wohl letzte Überbleibsel der großen Zeiten, die der Klub vor über 20 Jahren erlebte.

Die Kaliningrader sind ein eigentümliches Völkchen – und eigentümlich ist auch der Verein, der seit vielen Jahren in der zweithöchsten Spielklasse des Landes vor sich hin dümpelt.

Abgesehen von einem dreijährigen Ausflug in die Premjer-Liga zwischen 1996 und 1998. Noch heute erzählen sich die Fans, wie man damals in einer der Bars der Stadt auf die Fußballer von Baltika treffen, mit ihnen quatschen und trinken konnte. Die Stadt und der Fußball waren eine verschworene Gemeinschaft in einer schicksalhaften Zeit.

Nach dem Ende der Sowjetunion änderte sich alles für Kaliningrad. Litauen wurde unabhängig. Polen orientierte sich Richtung Westen. Damit wurde unsere Region vom »großen Russland«, wie man bei uns sagt, abgetrennt. Bis heute sind die beiden Territorien durch einen altersschwachen Zug verbunden, der zweimal täglich zwischen Russland und unserer Insel hin- und herfährt.

Die 1990er waren eine schwere Zeit. Die Wirtschaft am Boden, die Politik chaotisch, die Menschen müde. Die Rezession traf Kaliningrad noch heftiger als das restliche Russland, weil sich der Übergangsprozess von der sowjetischen Planwirtschaft zum Unternehmertum aufgrund der besonderen Lage, die kaum Investoren anzog,

➤ Ein Fan trägt eine Fahne mit dem Logo des FK Baltika während eines Spieles gegen den FK Tjumen, das der Verein aus Kaliningrad mit 1:0 für sich entscheiden konnte.

noch schwieriger gestaltete. Der Erfolg des Vereins war für viele Kaliningrader ein Symbol der Würde, an das man sich krallte. Zu Heimspielen im alten Stadion, das zu deutschen Zeiten Walter-Simon-Platz hieß, kamen zwischen 20.000 und 25.000 Zuschauer. »Prusskije wperjod!« Dieser Ruf, aus Tausenden Kehlen gen Himmel und Gegner gerichtet, war ein Schrei nach Hoffnung, und er war auch Ausdruck einer neu gewonnenen Freiheit. Zur Zeit der Sowjetunion wäre man für solch einen Gesang ins Gefängnis gewandert, wegen »antisowjetischer« Propaganda.

Danach ging es bergab. Der neue Gouverneur des Kaliningrader Gebiets (Oblast) war kein großer Freund des Fußballs. Das Budget für den Verein wurde gekürzt. Ein



Abstieg jagte den nächsten. Erst heute kämpft der Klub wieder ernsthaft um den Aufstieg in die höchste Liga. Der Profisport hatte es bei uns nie leicht in der postsowjetischen Zeit, was auch an der geografischen Sonderlage Kaliningrads liegt. Die nächsten großen russischen Städte – Pskow und Smolensk – liegen 600 und 800 Kilometer entfernt. Mit einem Zug nach Petersburg oder Moskau fährt man einen ganzen Tag. Sportmannschaften müssen deswegen das Flugzeug nehmen, was extrem hohe Kosten verursacht. Die geografische Abkoppelung stellt

für die reichen Freunde des Sports wohl ein Hindernis dar, unserem Fußball auf die Sprünge helfen zu wollen. Bis heute gehört Baltika dem Gebiet Kaliningrad, das zu sowjetischen Zeiten den Geist der Provinz atmete. Heute aber reisen viele Russen gern ins alte Königsberg, um die Kathedrale zu sehen, die mit ihrer Ziegelstein-Gotik-Architektur im Panorama des Sozialistischen Realismus wie ein Raumschiff aus einer anderen Welt wirkt. Die Altstadt, das alte Schloss, die Universität existieren ohnehin nicht mehr, zerbombt im Zweiten Weltkrieg, ge-

Der **sieben-**
milliardenste Mensch
wurde 2011 in
Kaliningrad geboren.
Von Putin gab
es eine Wohnung
als Geschenk.

sprengt von den Kommunisten. Manche Reisende witzeln deshalb: »Dort findest du eine Mischung aus Budapest und Magnitogorsk, dieser depressiven Metall- und Stahlstadt nahe dem Ural.« Es gibt Pläne, auch das Schloss wieder aufzubauen. Und im Rahmen der baulichen

Wiederbelebung der sumpfigen Oktoberinsel, auf der das neue WM-Stadion für mehr als 250 Millionen Euro errichtet wurde, ließ man auch das alte Fischdorf neu entstehen. Äußerlich ist das alte Königsberg größtenteils verschwunden. Aber sein Geist ist geblieben.

Das deutsche Erbe erlebte in den 1990ern eine kleine Wiederentdeckung. Das Sowjetische bot keine attraktive Projektionsfläche mehr für die eigene Identität. In den 2000ern führte man ein Lernfach ein, das es nur im Kaliningrader Oblast gibt: »Die Geschichte des westlichen Russlands.« Die kulturelle und historische Entwicklung Ostpreußens spielt in diesem Fach eine große Rolle. In Kombination mit der geografischen Sonderlage hat dieses kulturelle Substrat wohl eine Art eigene regionale Mentalität geformt. Fast 40 Prozent der Kaliningrader reisen ständig ins Ausland, das für uns sehr nahe ist. Das sind achtmal so viele wie im restlichen Russland. Viele Bewohner, so vor allem die jungen, sind häufig in Polen oder sogar in Deutschland. In Richtung Osten, etwa nach Moskau, reist dagegen kaum jemand. Natürlich

fühlen wir uns als Russen, aber eben etwas europäischer.

Den Kaliningradern sagt man eine ausgeprägten Eigenwilligkeit nach. Zu Anfang der 1990er gab es sogar eine separatistische Bewegung. Und unsere Gouverneure haben es nicht so leicht wie in anderen Teilen Russlands. 2010 demonstrierten Zehntausende für die Absetzung des Gouverneurs Georgij Boos, der vom Kreml an die Ostsee entsandt worden war. Er war

Mit **15.000 Quadratkilometern** ist die russische Exklave halb so groß wie Belgien.

in Konflikt mit den lokalen Eliten geraten. Der damalige Präsident Dmitrij Medwedjew setzte daraufhin Nikolaj Zukanow als Gouverneur ein, der von hier stammt. Aber auch der ist inzwischen zurückgetreten.

Heute kommen durchschnittlich 4500 Fans zu den Heimspielen von Baltika – für die zweithöchste Liga in Russland ist das eine ganze Menge. Aber vom Fußballwahnsinn der 1990er sind wir noch weit entfernt. Damals entwickelten sich die Spiele gegen Zenit Petersburg, immerhin der reichste Klub Russlands, zu explosiven Ostsee-Derbys. Da flogen Steine und Fäuste. Bis heute ist Baltika der einzige Verein Russlands, der im direkten Vergleich mit Zenit eine positive Bilanz hat. Auch das, so möchte ich meinen, ein Beleg für die Besonderheit meiner Stadt.



Maximilian Alfimow, 21, trainierte zwei Jahre an der Akademie des Kaliningrader Fußballvereins FK Baltika, musste wegen gesundheitlicher Probleme aber einen anderen beruflichen Weg einschlagen. Heute arbeitet er als Reporter für [Sports.ru](https://www.sports.ru).



Sotschi

9

Wo bitte
geht
es hier zum
Fußball?

[von Danil Tarmasinow]

Sotschi, die Stadt am Schwarzen Meer und am Fuße des Kaukasus, ist bekannt für Sonne und Schnee. In dieser exotischen Lage ist Fußball eine Randerscheinung geblieben.

Sotschi ist als Stadt ein komplettes Kunstprodukt. Zur Zeit der Sowjetunion erhielten sich hier die Apparatschiks.

146 Kilometer
zieht sich Sotschi
an der Küste des
Schwarzen Meeres
entlang – und ist
damit die zweitlängste
Stadt Europas.

Zum Top-Urlaubsort Russlands wurden wir aber von Wladimir Putin persönlich gemacht. Der russische Präsident fährt hier Ski und verbringt seine Weihnachtsferien bei uns. Er war es auch, der die zweiten Olympischen Spiele in der Geschichte des Landes ermöglicht hat – die

fanden 2014 unter den gestrengen Augen des nationalen Führers hier am Schwarzen Meer statt.

Bis Putins Liebe zu Sotschi entbrannte, war die Stadt ein ganz gewöhnlicher Urlaubsort – auf Russisch übrigens »kurórt« –, also eine Stadt, die nur in den Sommermonaten zum Leben erwachte und im Winter ihren Dornröschenschlaf schlummerte. Anfang der 1990er war die Stadt ein Drittel von dem, was sie heute ist, damals noch völlig ohne Glanz und Glamour. Dort, wo heute teure Geschäfte stehen, ranzten früher Kioske und Märkte vor sich hin. Die gehörten vor allem den Kaukasiern – den Südländern aus den Bergen, die für ihr heißblütiges Temperament bekannt sind. Sie sind wohl so eine Art Sizilianer Russlands.

Tatsächlich haben sie auch den Fußball beeinflusst, der bei uns – sagen wir – eine exotische Rolle spielt. Der wichtigste Spieler in der Geschichte von Sotschi war der Georgier Slawa Metreweli. Der Rechtsaußen der UdSSR-Auswahl verließ seine Heimatstadt mit 19, kam aber für seine Trainingslager immer wieder nach Sotschi zurück. »Metrewelis filigranes Spiel konnte man nur mit dem Zentimetermaß und mit einem sehr genauen Zeitmessgerät beurteilen«, schreibt der Historiker des lokalen Fußballs, Wladimir Werejutin. Mit seinem Torinstinkt lupfte der Georgier den nassen Ball im EM-Finale 1960 zum zwischenzeitlichen 1:1 am Torwart der jugoslawischen Mannschaft vorbei – die UdSSR wurde in diesem Spiel Europameister.

Allerdings geriet die Produktion talentierter Fußballer in Sotschi schon bald ins Stocken. Wir waren eher eine Art Kolonie am Rande der kaukasischen Sowjetrepubliken. Die Spieler entwickelten sich mehr oder weniger autodidaktisch und wechselten dann in die großen Klubs des Landes, wo sie professionell ausgebildet wurden. Für die Fans gab es vor Ort keine Stars, mit denen sie sich identifizieren konnten. Das Prinzip »Support your local team« funktionierte in der UdSSR ohnehin nur wenig, da alle, die sich für den Fußball interessierten, nach Moskau blickten. Die Kaukasier, die vor allem in Sotschi lebten, mussten akzeptieren, dass die Talente aus der Region Richtung Moskau oder Kiew abwanderten. Und die Touristen, die es sich an der »kaukasischen Riviera« gut gehen ließen, interessierten sich kaum für die unbedeutenden Vereine in der Region.

Zum ersten größeren Klub in Sotschi entwickelte sich Schemtschuschina, was übersetzt »die Perle« bedeutet. Der Verein wurde in den 1990ern

**Palmen, Feigen,
Eukalyptus und
sogar Tee**

wachsen hier:

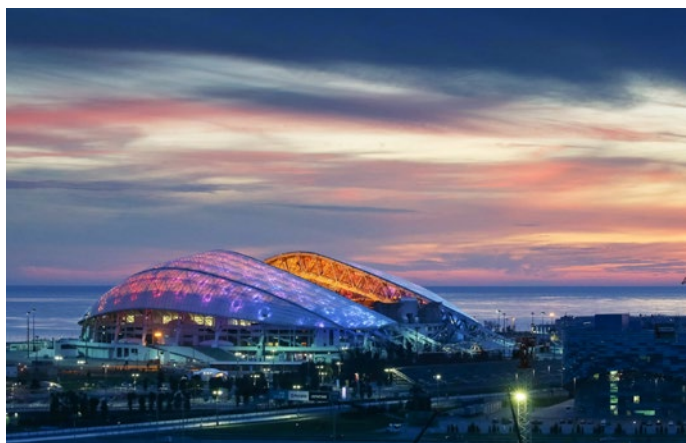
Sotschi ist die
einzige Stadt Russ-
lands mit sub-
tropischem Klima.

gegründet. Aber zu Bekanntheit gelangte er erst im Jahr 2010, als ein Moskauer Geschäftsmann ihn an sich riss, um den Verein als Werbemaschine zu missbrauchen. An der Einfahrt zu einem Luxuswohnviertel in Moskau konnte man damals auf einem Plakat das Logo des Klubs sehen. Daneben ein Foto von Beckham und folgende prahlerische Worte: »Wir haben auf ihn verzichtet.« Nach einem halben Jahr waren die Partys mit den teuren russischen Popstars schon wieder Geschichte. Die Schulden, die der Klub durch teure Spieler und Trainer anhäufte, liegen den neuen Bossen des Vereins bis heute auf der Tasche. Der heißt seit 2013 FK Sotschi. Allerdings hat der Klub 2017 verkündet, dass man eine Pause nehmen werde – um seine Strategie zu überdenken.

Hier am Ufer des Schwarzen Meeres gab es also nie eine Mannschaft, die für die lokalen Jungs und für Fuß-

ballinteressierte attraktiv gewesen wäre. Als der Klub Sotschi, dessen Spiele im Schnitt 477 Zuschauer besuchten, plötzlich in dem für die Olympiade gebauten Stadion Fischt (45.000 Plätze) spielte, kamen immerhin 6000 Zuschauer. Das aber vor allem, weil sie sich das neue Stadion aus nächster Nähe anschauen wollten. Selbst während des Confederations Cup im vergangenen Jahr war keines der Spiele ausverkauft, obwohl hier immerhin dreimal das deutsche Team spielte. Die Tickets wurden schließlich – in sowjetischer Tradition – an Staatsbedienstete verteilt.

An die Winterspiele 2014 erinnern auch die zweisprachigen Straßenschilder und die recht moderne Infrastruktur. Aber ansonsten ist die Stadt irgendwo zwischen Russland und Europa stecken geblieben. Im Sommer wälzen sich die Touristen in Massen am Strand, im Winter fahren sie Ski. Trotz der Annehmlichkeiten, die sie bei



uns genießen, blicken sie doch auf Sotschi herab. Den Sommer in der billigen Türkei zu verbringen ist für einen Russen prestigeträchtiger, als den Kollegen im Büro von den Vorzügen Sotschis zu erzählen.

Und die von der Sonne verbrannten Touristen schauen sich lieber eine Eiskunstlaufshow in der Eisarena an oder

↑ Das Stadion Fischt in Sotschi wurde für Olympia 2014 errichtet. Für den lokalen Fußballklub ist es völlig überdimensioniert.

erholen sich im Wind an der Uferpromenade. Aber ganz sicher werden sie nicht zwei Stunden in der sengenden Hitze eines kleinen Stadions für das Spiel einer Zweitligamannschaft vor sich hin brüten. Und dennoch: Wer einem Taxifahrer »Ins Stadion« sagt, der wird eher in dem kleinen Metreweli-Stadion landen als im Olympiapark. Der Fußball hat trotz der schwierigen Ausgangslage scheinbar doch seine Spuren lassen.

So ist Sotschi. Man verehrt die Geschichte, erinnert sich an Traditionen und glaubt an eine lichte Zukunft. Das Metreweli-Stadion wurde noch eilig umgebaut, damit es für die WM als Trainingsplatz genutzt werden kann. Der FK Sotschi wurde im vergangenen Jahr – wie gesagt – aufgelöst. Nach der WM soll er neu gegründet werden. Am Stadion befanden sich auch die Büros des Vereins. Kaum hatten die Bosse die Auflösung des Vereins verkündet, brachten die Manager erst mal alle Dokumente fort. Auch so eine russische Tradition. Jetzt trainieren erst mal die Leichtathleten in dem ehrwürdigen Stadion. Der Fußball soll im August zurückkehren. Die olympische Hauptstadt kann doch unmöglich ohne dieses Spiel leben, das gleichzeitig ihr liebstes und ihr ungeliebtestes Kind ist.

Mehr als
50 Milliarden
Dollar kosteten die
Olympischen
Winterspiele in der
Stadt – mehr
als alle früheren
Winterspiele
zusammen.



Danil Tarmasinow war 18, als er aus dem Norden Russlands in den Süden zog. Danach musste er immer 4000 Kilometer reisen, um dem Fußball nahe zu sein. Als er noch als Lehrer arbeitete, wurde er von den Schülern über die Spiele des Wochenendes ausgefragt. Heute schreibt er für Eurosport.ru.



Jekaterin- burg



10

Russlands große Seele

[von Andrej Warkentin]

Ein verrücktes Stadion, Asien und Jelzin – warum
sich ein Besuch in Jekaterinburg unbedingt lohnt.

Jekaterinburg liegt weit entfernt von Europa. So weit, dass der Spieler der schwedischen Nationalmannschaft Victor Lindelöf nach der Auslosung der Meinung war, dass wir irgendwo in China verortet seien. Wir müssen Victor leider enttäuschen – und alle anderen erfreuen: Unsere Stadt liegt tatsächlich in Asien, aber nicht in China, sondern in Russland. Und von Moskau sind es mit dem Flugzeug nur zwei Stunden.

Die Geschichte unseres zentralen Stadions – oder wie es während der WM heißt, der Jekaterinburg-Arena – ist



beispiellos. Im fernen 2011 wurde es nach jahrelangen Umbauarbeiten wiedereröffnet. Mit großem Tamtam, mit Beamten aller Couleur, die angerückt waren, und mit dem Glauben an eine lichte Zukunft. Jedoch: Ein Jahr zuvor hatte Russland die WM 2018 zugesprochen bekommen – und dem FIFA-Präsidenten Sepp Blatter und seinen Freunden war bei der Präsentation das Modell eines ganz anderen Stadions in unserer Stadt gezeigt worden.

Anfangs war die Rede davon, unser Stadion nur etwas aufzuhübschen, die Tribünen zu vergrößern, das Spielfeld tiefer zu legen. Irgendwann wurde aber klar: Dieses Stadion ist für die WM 2018 ungeeignet. Also wurde es abgerissen. Komplett, bis auf die Grundmauern. Ein abso-

↑ Das Zentralstadion in Jekaterinburg wurde bereits im Jahre 1953 erbaut und für die Fußball-WM komplett umstrukturiert. Die historische Fassade hat man dabei erhalten. Sie umfasst nun das neue Stadion. Besonders markant ist die zusätzlich angebrachte Stahltribüne.

lut neues Stadion. Dann wurde mit dem Bau eines neuen Stadions begonnen, an ebendieser Stelle. Insgesamt kostete das Ganze 12,5 Milliarden Rubel – etwa 180 Millionen Euro. Man hatte uns zwar versprochen, sechs würden reichen, aber hey – Russland hat eine große Seele.

Weil die Mindestanforderungen der FIFA 35.000 Zuschauer vorsehen und die Architekten offenbar zu wenig Platz hatten, wurde das neue Stadion mit mobilen Tribünen versehen – die nach der WM wieder abgebaut werden. Das heißt, dass uns dann der dritte Umbau erwartet, weil man der Meinung ist, dass in Jekaterinburg nicht mehr als 23.000 Menschen ins Stadion gehen werden. Ganz falsch ist das nicht: Die örtliche Mannschaft namens Ural spielt zwar in der höchsten Spielklasse, das aber sehr mittelmäßig. Es gibt eigentlich keine nennenswerten Errungenschaften, wir waren noch nie unter den ersten drei. Es gab hin und wieder ein ausverkauftes Stadion, also 27.000 Zuschauer, aber sehr selten. Aber ich glaube fest daran, dass die Menschen den Fußball noch lieb gewinnen – und wir unser neues Stadion füllen werden.

Nördlich der Stadt baut **Siemens** seit 2014 gemeinsam mit einem russischen Partner Regionalbahnen für den russischen Markt.

Über diese mobilen Tribünen haben weltweit praktisch alle Medien berichtet. Sie wirken halt seltsam. Die Zeitungen wunderten sich: »sieht aus wie zwei Stadien«, »die verrückte Arena« und so weiter. Bis jetzt haben viele Angst, Tickets für die obersten Plätze zu kaufen. Wenn es regnet, wird man halt nass. Dafür ist das Stadion in die Geschichte eingegangen, und jeder, der auf diesen Extra-plätzen sitzt, hat nicht nur einen grandiosen Blick auf das Spielfeld, sondern auch auf unsere Stadt.

Direkt neben dem Stadion stehen schöne, neue Hochhäuser, und wenn man genauer hinsieht, erkennt man die »Kathedrale auf dem Blut«. Tja, leider ist unsere Stadt ebenso seltsam in die Weltgeschichte eingegangen: An der Stelle, wo heute die Kathedrale steht, wurden 1918

die Mitglieder der letzten Zarenfamilie hingerichtet. Gerade in diesem Jahr liegt die Tragödie 100 Jahre zurück, und die Jekaterinburger fragen sich, ob mehr Fußballfans oder Pilgerer kommen werden. Die meisten wetten darauf, dass es mehr Gläubige sein werden. Fußball ist in Russland noch keine Religion, die Religion aber ... ist eine Religion.

Aber kehren wir ins Stadion zurück. Das wichtigste Symbol des Fußballs in unserer Stadt ist zweifellos der Präsident des Klubs Ural, Grigorij Wiktorowitsch Iwanow, genannt GWI. Er ist ein echter Patriot seines Klubs, dem er schon seit zehn Jahren vorsteht. Er ist ein Exzentriker und der einzige Präsident in der höchsten russischen Spielklasse, der auf der Bank zusammen mit dem Trainer sitzt. Vor fünf Jahren sah das irgendwie noch normal aus, heute aber ist es eher ein Problem.

GWI fährt mit der Mannschaft zu jedem Auswärtsspiel, schimpft wie ein Rohrspatz und attackiert die Schiedsrichter. Unter anderem wurde er für ein halbes Jahr ge-

Trotz seiner
87-jährigen
Geschichte hat
der örtliche
Fußballklub Ural
noch nie auch nur
einen Blumentopf
gewonnen.

sperrt, weil er eine Wasserflasche auf einen Schiedsrichter geworfen hatte. Das waren die schwersten sechs Monate seines Lebens. GWI saß nicht auf der Bank und konnte nicht vom Fußball leben. Dabei ist Fußball sein Ein und Alles, immer ist er im Spiel. Wegen seiner emotionalen Kommentare ist er zum

Liebling der Journalisten avanciert. Vielleicht sieht er nicht aus wie ein Athlet, aber Energie hat unser Iwanow wie eine ganze Mannschaft.

Zuweilen werden seine Zitate zu echten YouTube-Hits: »Ist es euch nicht peinlich? Ihr beklatscht euch selber. Was macht ihr aus dem Fußball? Widerlinge. Ihr habt kein Gewissen mehr. In Russland wird es mit solchen Schiris nie richtigen Fußball geben.« So schimpfte Iwanow nach einem Skandalspiel gegen Zenit Petersburg, bei dem es drei Rote Karten gegen Jekaterinburg gab. Manch

einer ist der Meinung, dieser Stil schade dem Klub. Andererseits ist genau das ein Teil der Identität des Urals: So sind wir, wagemutig und sperrig.

Wagemutig und sperrig war auch Boris Jelzin – auch er ein Sohn Jekaterinburgs, der hier studierte, dann verschiedene Posten in Swerdlowsk (so hieß die Stadt damals) innehatte und später der erste Präsident Russlands wurde. In Jekaterinburg gibt es das russlandweit einzige Museum, in dem man etwas über diese schwierige Zeit erfahren – und verstehen, und vielleicht ein paar der Mythen über Jelzin entzaubern kann. Glaubt mir: Jelzin ist nicht nur die höchste Stufe beim Alkoholtest, wie einst bei den Simpsons gewitzelt wurde. Er ist weit mehr als das.

In den paar Tagen, welche die Fußballfans in Jekaterinburg verbringen, werden sie nicht sehr viele Sehenswürdigkeiten zu Gesicht bekommen – unser Bier ist zu gut, und unsere Frauen sind zu hübsch. Aber ein paar Pflichttermine müssen schon sein. Dazu gehört, die Grenze zwischen Asien und Europa zu besuchen. Ausgerechnet bei uns wurde die Grenze zwischen den beiden Kontinenten eingepflockt. Und jeder kann ein etwas bescheuertes, aber einzigartiges Foto machen: ein Bein in Europa, das andere in Asien. Oder man kann auch ein Fußballspiel veranstalten, zwischen Asien und Europa.



Andrej Warkentin ist ein Journalist, der für sein Leben gern Fußball spielt – und Aufkleber von Stürmern und Torwarten sammelt.



Sankt Petersburg



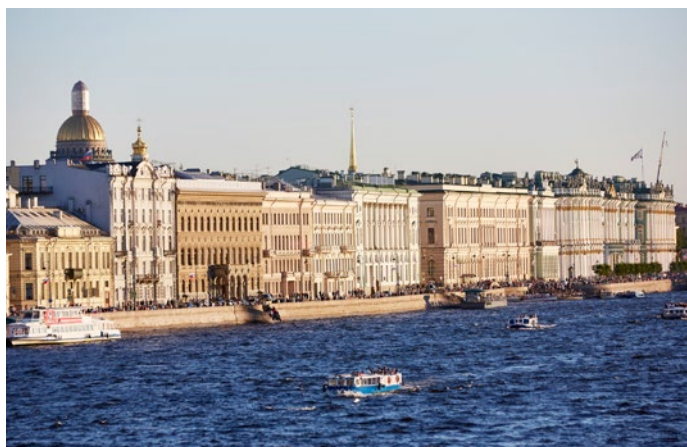
Blick nach Europa

[von Michail Birjukow]

Im Neubau des Stadions für die WM verbinden sich Geschichte, Kultur und Mentalität von Sankt Petersburg mit den Traditionen des Fußballs in der schönen Stadt am Fluss Newa.

Von Turmkränen und Betonmischern wusste man im 18. Jahrhundert noch nichts. Dennoch wurde das weltweit berühmte Museum Eremitage in Sankt Petersburg innerhalb von acht Jahren erbaut. Das wichtigste Stadion der Stadt, das im 21. Jahrhundert hochgezogen wurde, hat gegen den jahrhundertealten Palast kläglich verloren: Für seine Konstruktion brauchte man zehn Jahre – eine erstaunliche Zeitspanne für eine Epoche, in der ein Geschäftsmagnat wie Elon Musk ein Auto ins All schickt.

Unsere Beamten wollten uns eigentlich schon 2009 ein fertiges, supermodernes Stadion präsentieren. Man klopfte sich wegen des avisierten Budgets von 200 Millionen Euro auf die Schultern. Damals konnten sich selbst die kritischsten Fans nicht vorstellen, dass sie das erste Spiel



im neuen Stadion erst 2017 zu sehen bekommen werden. Seit dem Baubeginn 2007 habe ich die Schule und mein Studium an der Uni beendet, ich verlor meine Jungfräulichkeit und fand eine Arbeitsstelle. Wenn Russland die Weltmeisterschaft nicht zugesprochen bekommen hätte, wäre das Stadion womöglich noch heute eine Baustelle.

Die Einwohner meiner Stadt bezeichnen die Arena auf der Krestowski-Insel voller Scham als Denkmal der Korruption. Zu Beginn des Jahres 2010 gab es unter den

↑ Durch die Nähe zu Skandinavien und der Ostsee fühlen sich viele Petersburger stärker mit Europa verbunden als mit Moskau. Der Einfluss Europas spiegelt sich auch in der Architektur Sankt Petersburgs an vielen Orten wieder.

Fans von Zenit einen sehr populären Gesang: »Verkauft die Datschen und baut das Stadion fertig!« Der Gesang richtete sich an die Beamten, die für den Bau verantwortlich waren. Das Datum für die Eröffnung wurde sechsmal verschoben. Das Budget für den Bau wurde rund zehnmal korrigiert. Nach oben, versteht sich. Sogar der Vizegouverneur von Sankt Petersburg gestand, 700.000 Euro aus dem Budget entwendet zu haben. Die Kosten für den Bau sind schließlich auf die unglaubliche Summe von 640 Millionen Euro angewachsen.

Von dem alten Stadion, das seit den 1930ern an dieser Stelle gestanden hatte, verabschiedete sich Sankt Petersburg ebenso bewegend wie von einem Menschen, der von einem geht. 2006 habe ich das letzte Spiel im Kirow-Stadion besucht, zusammen mit 45.000 Fans. Ein letztes Mal wollte ich einen Blick auf die gigantischen Flutlichtmasten werfen.

Für die Stadt war es ein historischer Tag. Das letzte Mal, dass ein Fußballspiel von so vielen Menschen besucht wurde, war in den 1980ern, als Zenit seine besonders starken Zeiten im sowjetischen Fußball-Oberhaus hatte. Der absolute Zuschauerrekord stammt allerdings aus dem Jahr 1959 mit 110.000 Besuchern im Stadion. In der Phase des Umbaus zog Zenit in das kleine Petrowski-Stadion, das nicht mehr als 20.000 Plätze hat. Deswegen ruft die Rückkehr des Fußballs auf die Krestowski-Insel ein gewaltiges Gefühl der Nostalgie wach. Und nach den Zeiten, als sich der Fußball nicht auf den Besuch eines Spiels beschränkte, sondern ein regelrechtes Volksfest in einem wunderschönen Park war.

Zwei Millionen

Menschen
spazieren jeden
Tag über den
Newski-Prospekt.

Die Anfänge der Fußballkultur auf der Krestowski-Insel gehen in die Zeiten des Zweiten Weltkrieges zurück. Im Jahr 1942 wurde dort ein Spiel ausgetragen – in einer für Leningrad äußerst schweren Zeit. 900 Tage lang belagerten die Nazis unsere Stadt. Im rauen Winter von 1941 starben Hunderttausende Menschen durch Luftangriffe,

Kälte und Hunger. Die Einwohner verloren den Glauben an eine Rettung.

Der Fußball brachte die erschöpften Leningrader zusammen. Ein Teil der Spieler von Zenit war evakuiert worden, ein anderer Teil war an der Front. Deshalb nahmen an dem Spiel auf der Insel Sportler des ältesten Stadtvereins von Dynamo und eine Mannschaft einer Metallfabrik teil.

Zehn Prozent
der Stadtfläche
von Sankt
Petersburg
bestehen aus
Wasser.

Das Aufeinandertreffen fand in einem Stadion statt, das man für den Kartoffelanbau umfunktioniert hatte. Das Radio berichtete von dem Spiel, das für die Einwohner eine positive Botschaft in sich trug: Leningrad hatte sich noch nicht aufgegeben.

In Erinnerung an dieses Spiel wurde unweit des neuen Stadions ein Denkmal errichtet.

Auf derselben Insel formierte sich in den 1980ern die erste Gruppierung von Zenit-Fans. Sie nannte sich »Sektor 33« – zu Ehren einer Tribüne des alten Stadions. Im Sektor 33 kamen Leute zusammen, für die es wichtiger war, die Mannschaft zu unterstützen, als nur ein Fußballspiel zu verfolgen. Mein Vater hing dort ab. Er erzählte mir, wie er und andere aktive Fans ständig von der Miliz verhaftet wurden, nur weil sie von den Sitzen aufstanden oder lauthals schrien. Mit der Zeit wuchs die Fanbewegung, und der Kampf der Miliz gegen die Fangesänge und das Geschrei war verloren. Dann kam das Ende der Sowjetunion.

Heute heißt eine Gruppierung bei Zenit »Landskrona«. Diesen Namen trug eine schwedische Festung, die sich im Mittelalter auf dem Territorium von Sankt Petersburg befand. »Landskrona« symbolisiert den Adel und die Ritterlichkeit, die für die Bewohner dieser Region in den alten Zeiten charakteristisch war. Die Moskauer Territorien dagegen wurden als feindlich betrachtet – das waren Barbaren und Analphabeten. Gerade deswegen wird Spartak als wichtigster Klub der russischen Hauptstadt und von Zenit als schärfster Rivale angesehen.

Den Wettbewerb zwischen Petersburg und Moskau gab es schon immer. Natürlich betrifft er nicht nur die Welt des Fußballs. Die beiden Städte gleichen sich in keiner Weise, nicht hinsichtlich ihres Charakters, ihrer Geschichte, noch nicht einmal in den Wörtern, die in den Städten geläufig sind. Wenn man weißes Brot als »baton« bezeichnet, kommt man aus Moskau. Wenn man dazu »bulka« sagt, ist man aus Piter – wie die Stadt, die einst von Peter dem Großen im Sumpferbaut wurde, umgangssprachlich genannt wird.

Die Petersburger fühlen sich definitiv mehr als Europäer als die Moskauer. Die Nähe Skandinaviens und der Ostsee spielt für dieses Gefühl eine große Rolle. Für uns ist es leichter, ins Ausland zu fahren als nach Moskau. Sankt Petersburg wurde von Architekten aus Italien, Frankreich, Deutschland und Holland geplant. Den Einfluss Europas spürt man an der Fassade eines jeden Hauses. Selbst den Fußball haben die Europäer, nämlich die Engländer, früher hierher gebracht als nach Moskau. Das erste offizielle Fußballspiel in Russland wird auf das Jahr 1897 datiert. Es wurde von einem Russen mit französisch-deutschen Wurzeln organisiert. Nach der Revolution wurde die Hauptstadt offiziell von Petersburg nach Moskau verlegt. Aber unsere Stadt trägt bis heute den Titel der Kulturhauptstadt und wird als die »nördliche Hauptstadt« Russlands bezeichnet.

Moskau dagegen ist eine traditionell russische Stadt mit Kirchen aus weißem Stein und einer wilden Architektur. Die Petersburger nennen die Hauptstadt scherzhaft »ein großes Dorf« und lachen darüber, dass die Moskauer eine derart hohe Meinung von sich haben, die so hoch ist wie ihre Gehälter. Mich als angestammten Petersburger befällt natürlich ein widerliches Gefühl, wenn ich nach Moskau fahre. Dort komme ich mir vor wie in einem Ameisenbau – alle um mich herum eilen irgendwo hin

164 Spiele

hat Wjatscheslaw Malafejew zwischen 1999 und 2016 für Zenit absolviert. Rekord!

mit ernststen Gesichtern. Alle sind furchtbar beschäftigt. Ja, in Petersburg regnet es häufiger, als die Sonne scheint. Dafür haben wir die schöneren Aussichten, bessere Luft, und es atmet sich leichter.

Die Fans aus Moskau nennen uns, die Anhänger von Zenit, Penner. Die Legende besagt, dass die Petersburger Mannschaft nie ein eigenes Stadion hatte und damit über keine feste Bindung zu einem bestimmten Ort verfügte. In der Zeit des verschleppten Stadionbaus für die WM 2018 bekam die Legende von den Petersburger »Pennern« jedenfalls neues Futter.

In Moskau macht man sich besonders gerne lustig über das neue Stadion in Petersburg. Man sagt, dass es dem Verein Zenit in den 2010er-Jahren ähnelt. In das Stadion wie auch in den Klub wurde sehr viel Geld gepumpt, was sich aber nicht wirklich auszahlte. Die reichste Mannschaft des Landes schaffte es nicht, sich in der Spitzengruppe Europas zu etablieren und noch nicht einmal in der des eigenen Landes. Zudem bescherte uns das teuerste Stadion Russlands einen Haufen Probleme, etwa einen schlechten Rasen und ein undichtes Dach. Die Geschichte mit dem Dach entwickelte sich zum wichtigsten Internet-Mem des Jahres 2017, weil unsere Beamten die Vögel beschuldigten, Löcher in das Dach zu hacken.

Die Moskauer dürfen Petersburg gerne weiterhin auf die Schippe nehmen, aber an die Atmosphäre in unserem Stadion kommen sie nicht heran. In die neue Arena kommen unabhängig von der Attraktivität eines Spiels 45.000 Zuschauer: 15.000 mehr als bei Spartak und 32.000 Zuschauer mehr als der Durchschnitt der Premjer-Liga. Die Auslastung bei Zenit ist aktuell besser als bei Chelsea oder bei Juventus Turin. Auch in dieser Hinsicht unterstreicht Petersburg seine besondere Nähe zu Europa.

Die Zeit heilt Wunden. Die neue Arena hat die Unannehmlichkeiten der alten Zeit beseitigt und sich in eine Zone des Komforts verwandelt. Wenn die Zuschauer im alten Stadion die Spiele von November bis März wie gefrorene Pelmeni im Tiefkühlschrank verfolgten, so werden



die Fans im neuen vom Dach gewärmt, von der Klimaanlage und von der großen Auswahl an Fast Food. Sankt Petersburg und die Stadtkasse haben große Opfer gebracht, um sich mit einem modernen Stadion auszustatten. Nach Jahrzehnten wurden die Fußballtraditionen der Stadt wiederhergestellt – und die Fotos von ausverkauften Spielen in einer hell erleuchteten Arena vertreiben auch die schmutzigen Beamten aus dem Gedächtnis.



Michail Birjukow ist ein indigener Einwohner von Sankt Petersburg, der Schawarma mehr liebt als irgendwelche Reisen nach Moskau. Seit 2006 ist er auch Fan des HSV.

Impressum

Herausgeber

DFB-Kulturstiftung
Otto-Fleck-Schneise 6
60528 Frankfurt am Main
T 069 6788-452 oder -519
M olliver.tietz@dfb.de
W dfb-kulturstiftung.de

Diese Veröffentlichung stellt keine Meinungsäußerung des Herausgebers dar. Für inhaltliche Äußerungen tragen die Autorinnen/ Autoren die Verantwortung.

Veröffentlicht im Mai 2018

Auflage

10.000 Exemplare

Umsetzung

n-ost – border crossing journalism
Alexandrinestraße 2, 10969 Berlin
W n-ost.org

Fankurve Ost

[ein Projekt des DRA e.V.]
Badstraße 44, 13357 Berlin
W fankurve-ost.de

Konzeption und Koordination

Moritz Gathmann und
Hanno Gundert [n-ost],
Ingo Petz [Fankurve Ost]

Redaktion und Übersetzungen

Moritz Gathmann und Ingo Petz

Endkorrektur

Anke Zeitschel [[Rotkel Textwerkstatt](#)]

Bildredaktion

Stefan Günther, Miriam Klingl und
Olga Kuzminskaya [n-ost]

Grafische Konzeption und Layout

Simon Roth [[Froh! e.V.](#)]

Illustrationen

[Raman Djafari](#)

Technische Gesamtherstellung

[vierC print+mediafabrik](#)
[GmbH & Co. KG](#)

Autoren

Sergey Novikov, Ildar Abusjarow,
Maximilian Alfimow, Michail
Birjukow, Ronny Blaschke, Moritz
Gathmann, Iris Hanika, Iwan
Kalaschnikow, Wladimir Kaminer,
Jewgenij Markow, Artjom Masilkin,
Aleksandr Mitrofanow, Ingo Petz,
Gemma Pörzgen, Tima Sagorskij,
Ingo Schulze, Jens Siegert, Danil
Tarmasinow, Gleb Tscherkassow,
Andrej Warkentin, Frank Willmann,
Rodion Wlassow

Abbildungsnachweis

26 Otto Krschak, Imago **28** Ferdi
Hartung, imago **32** IV Images, Imago
36 Bundesarchiv, Bild 183-1986-
1207-002, Foto: Gahlbeck, Friedrich,
7.Dezember 1986 **39** Ferdi Hartung,
imago **40** Werner Schulze, imago **44**
Igor Utkin, TASS **48** Lyudmila
Pakhomova, TASS **53** Aleksandra
Fedorova, TASS **64** privat **70** Mark
Boyarsky **73** Mark Boyarsky **75** Mark
Boyarsky **78** Chase N. – Flickr: Team
Russia – Men's Hockey, CC-BY-SA
2.0 **81** Vyacheslav Un Da-sin, TASS
82 Vyacheslav Un Da-sin, Viktor
Koshevoi, TASS **96** Evgeny Feldman
100 Evgeny Feldman **103** Evgeny
Feldman **106** Shvann, Wikimedia
Commons, CC-BY-SA 3.0 **110**
Svetlana Kirillova, Fotobank Lori
112 Sport-Ekspress, TASS **116**
Stanislav Krasilnikov, TASS **118**
Parmenov Pavel, Fotobank Lori **120**
Artom Folov, Wikimedia Commons,
CC BY-SA 3.0 **124** Yegor Aleyev,
TASS, imago **127** TASS, imago **130**
imago, Zuma Press **133** FK Rostow
136 Sergey Ponomarev, NYT, Redux,
laif **139** Eduard Kotlyakov, TASS **142**
Yury Anishchenkov, FK Baltika
145 Yury Anishchenkov, FK Baltika
148 Walter Bibikow, hemis, laif **152**
Alexander Ryumin, TASS, imago **154**
URA.RU, TASS **156** Donat Sorokin,
TASS **160** A. Savin, Wikimedia
Commons **162** Gerhard Heidorn, laif
167 Sergei Kulikov, TASS

Alle Autorenbilder privat

Der Herausgeber

Die DFB-Kulturstiftung unterstützt lokale und überregionale Projekte in den Bereichen Kunst und Kultur, Bildung, Wissenschaft und Völkerverständigung im und um den Fußball. Alle zwei Jahre steht dabei besonders die Fußballkultur des WM- oder EM-Gastgebers im Fokus.

www.dfb.de/dfb-kulturstiftung

Wer wird in russischen Stadien als Kusmitsch bezeichnet? Warum wird der wahre russische Fußball in Schachteln gespielt? Und warum ist Moskau auch die Fußballhauptstadt des Landes?

Wir erklären, warum Russen besser Futsal als Fußball spielen, und gehen dem Mythos des russischen Eishockey auf den Grund. Wir treffen Witek aus Saransk, den berühmtesten Fan dies- und jenseits des Urals, und erzählen, wie Manchester einst in der Wolga er soff.

Wir entdecken: ein Land, seine Kultur und seinen Fußball.



Herausgeber:



DFB-
KULTURSTIFTUNG

Partner:



KOS

Redaktion und Umsetzung:

n-ost

Fankurve Ost
FUSSBALL & GESELLSCHAFT

